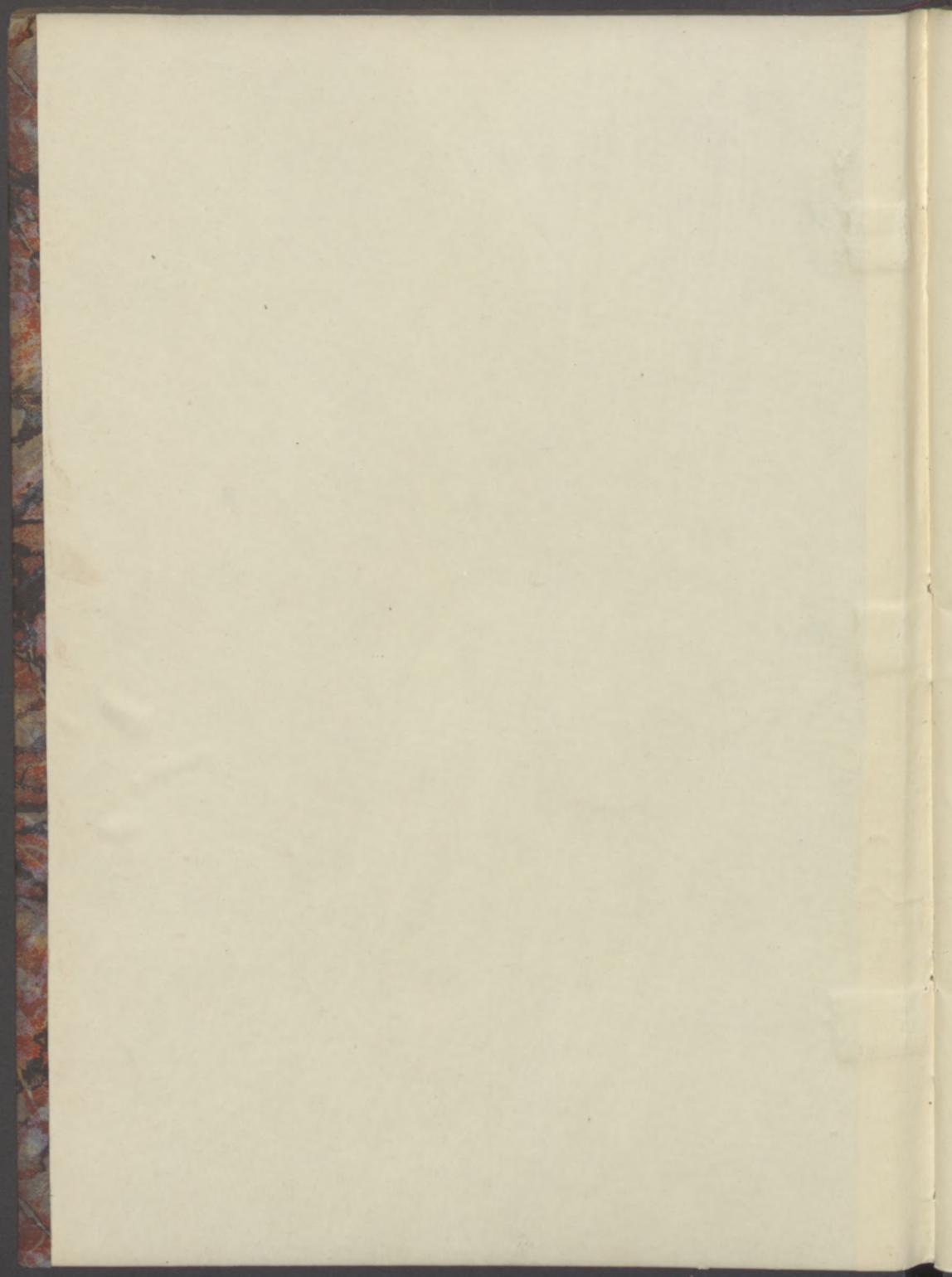


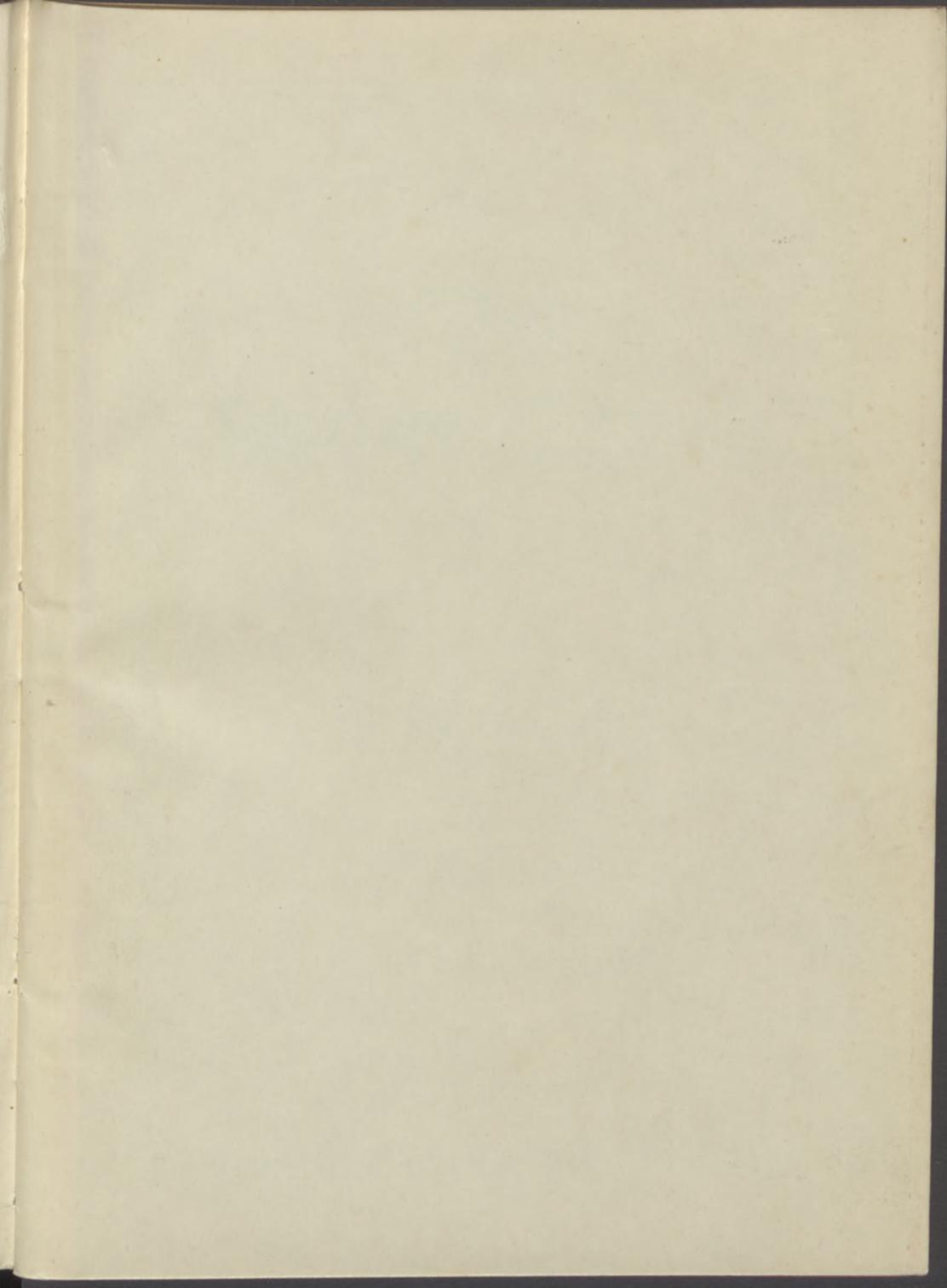
Biblioteka
U. M. K.
Toruń

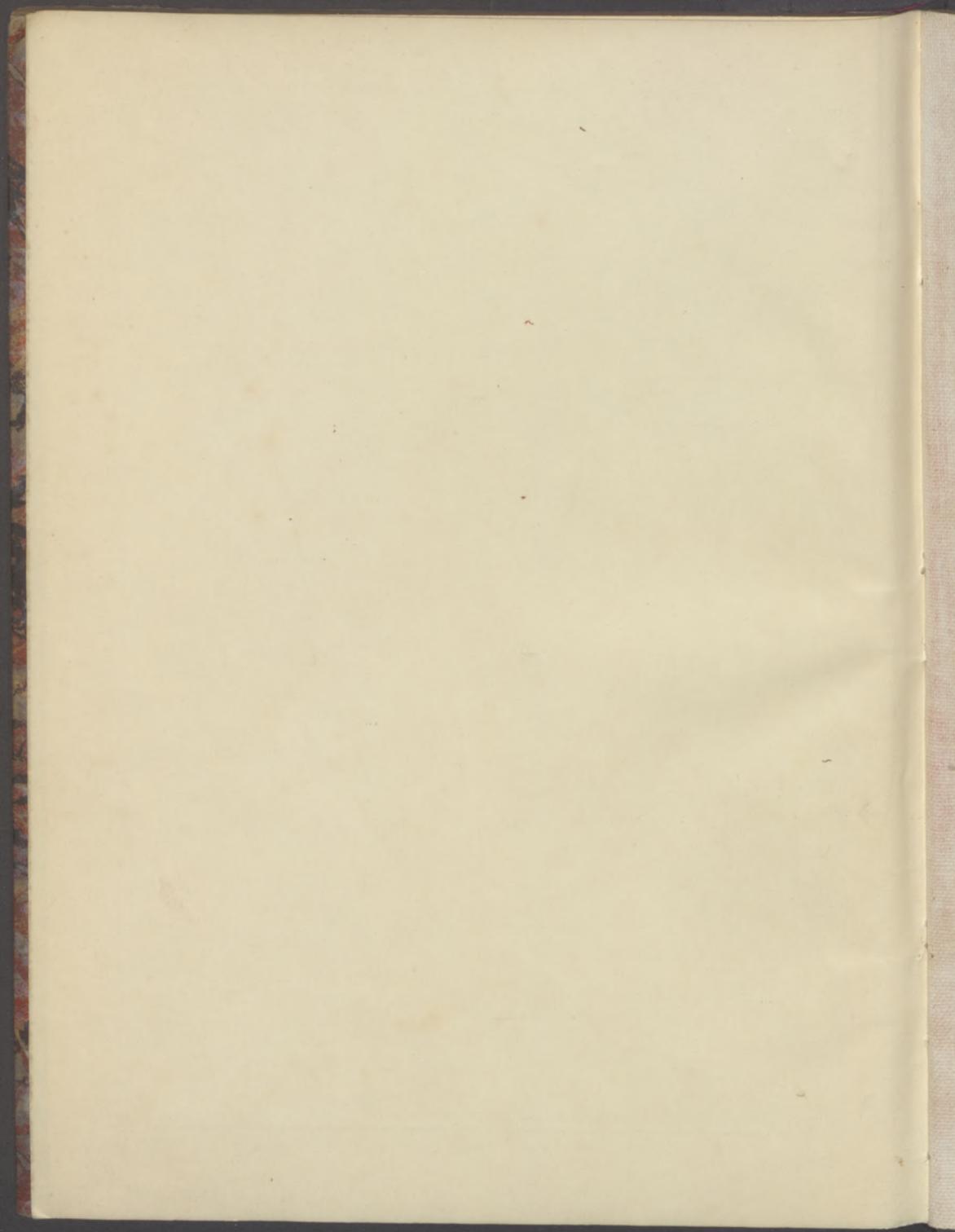
144139

II









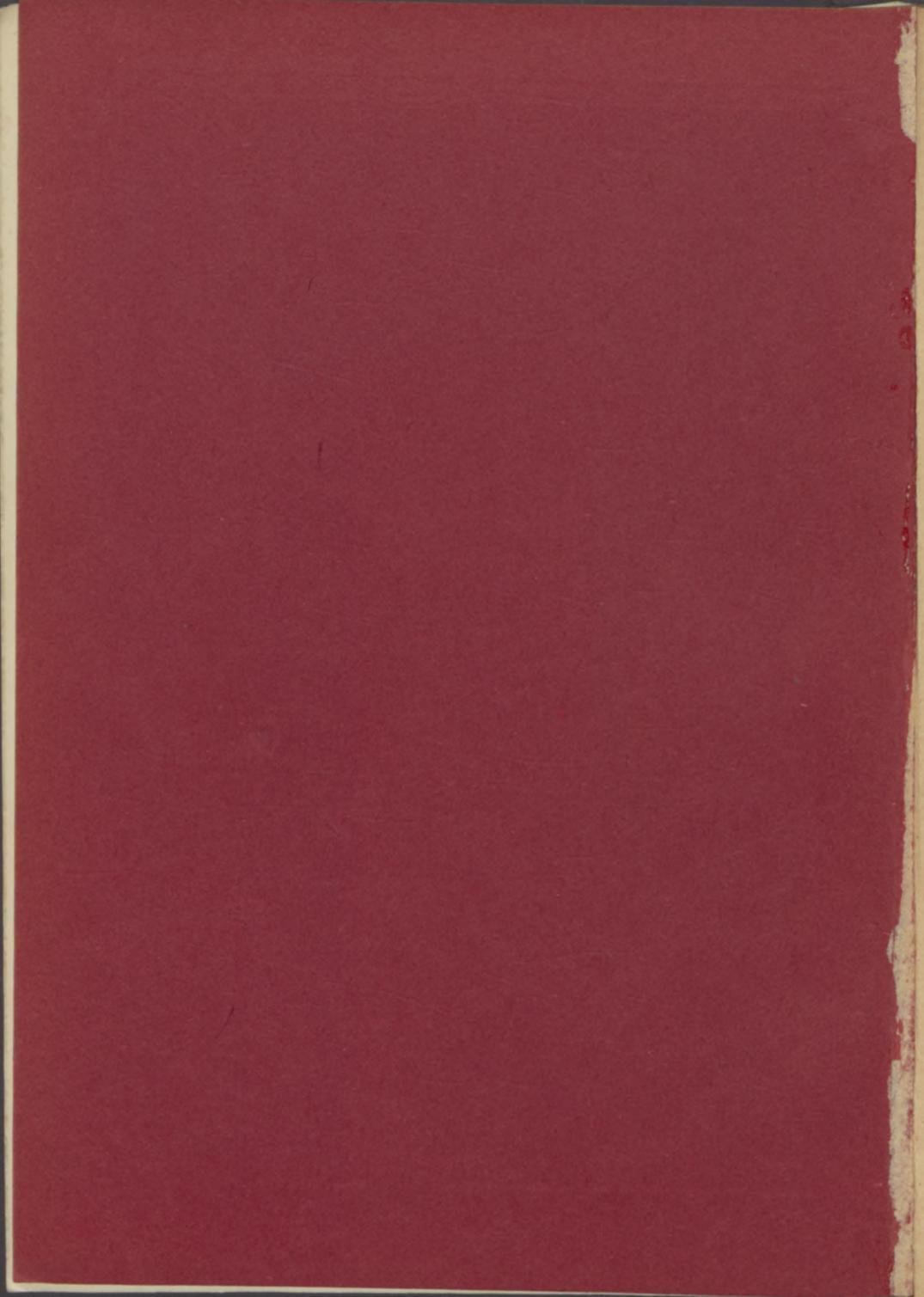
Die schöne Sarah

Eine Geschichte
aus dem Kreise Heubetrug

erzählt von

Alfred Dangehr





213676

Die schöne Sarah

Eine Geschichte
aus dem Kreise Heydekrug

erzählt von

Alfred Bangehr



Druck von J. Reylaender & Sohn, Tilsit

1936:555

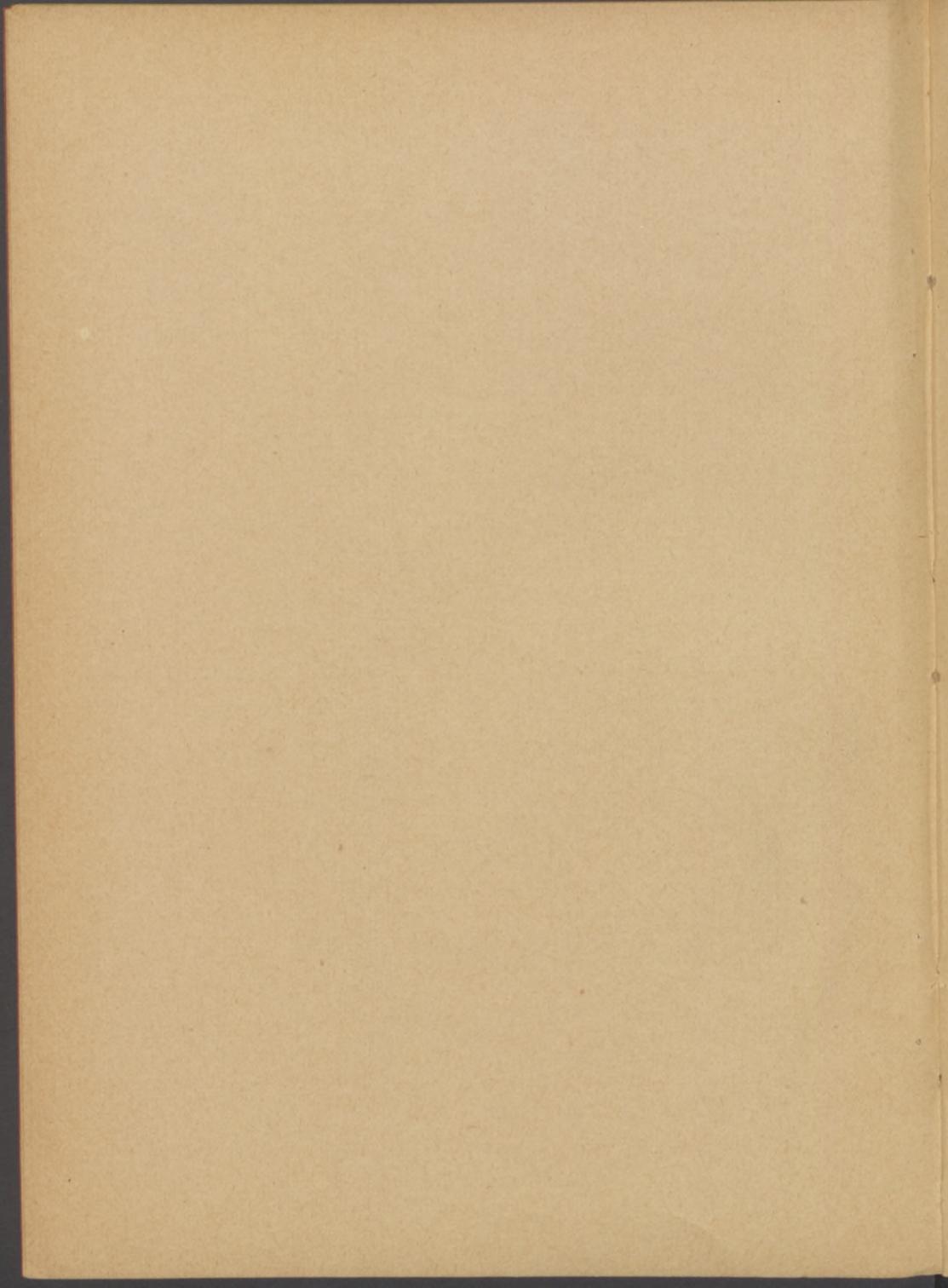


144.139

2.

Vorwort

Die nachstehend geschilderten Vorgänge haben sich sämtlich tatsächlich in den 70iger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der preußisch-russischen Grenze im Bereiche des Kreises Heydekrug abgepielt; der Verfasser hat sich nur erlaubt, die einzelnen Erlebnisse zu der Haupthandlung, der Geschichte der schönen Sarah — die wirklich gelebt hat — in eine Verbindung zu bringen. Die kleine Erzählung dürfte durch die Schilderung von Land und Leuten in damaliger Zeit manchem von Interesse sein.





1. Kapitel

Land und Leute

Kein Reisender hätte behaupten können, daß die Gegend, die sich im Kreise Heydekrug östlich der Chaussee Tilsit-Memel nach der russischen Grenze hin ausdehnt, irgend welche Reize besäße. Dünnstämmiger Kiefernwald dicht bei dem Kreisorte und Marktflecken Heydekrug, flach und ohne Unterholz, der Boden nackt, nur von trockenen Kiefernnadeln bedeckt, dann eine eintönige ebene Fläche, abwechselnd aus fliegendem Sand und aus Torfmooren bestehend. Kein Hügel, keine Wiesen, keine Felder. Nur Heidekraut, Moose und kurzstengliger Thymian bedecken günstigenfalls den Boden, hier und da unterbrochen von Wacholderstrauch oder verkrüppelten Kiefern. Menschliche Wohnungen waren äußerst spärlich zu erblicken und wie sahen sie aus! Aus Torf und dünnem Gestänge aufgeführt, mit Stroh und Schindeln gedeckt, windschief, ohne Schornstein, mit kleinen blinden Fenstern scheinen sie kaum menschlichen Wesen den Aufenthalt zu ermöglichen. Und die Einwohner waren auch danach. Schmutzig, zerrissen, verkommen in jeder Beziehung, so schleppen sie ihr elendes Dasein dahin, da der unfruchtbare Boden ihnen höchstens kümmerlichen Kartoffelbau ermöglichte. Die Männer waren gezwungen, als Arbeiter ihren Lebensunterhalt zu erwerben, oder zu schmuggeln, was sie mit Vorliebe tun und es mit großer Geschicklichkeit ausführen. Die nahe russische Grenze bot die schönste Gelegenheit dazu. Nur vereinzelt, gleich Däsen lagen begünstigt durch besseren Boden und durch die Nähe kleiner Flüsse, besser aussehende geschlossene Dörfer in diesem Bezirk, so besonders Ramutten im Norden an der Jenne und im Süden Metterquetten an der Szuste.

So ungefähr sah das Land vor 50 Jahren aus, wenn man von Hendefrug auf der in vielen Krümmungen sich hinziehenden Landstraße zur russischen Grenze fuhr, die etwa eine halbe Meile östlich Ramutten—Metterquetten sich hinzog. Seitdem hat sich vieles gebessert; an Stelle der alten, oft kaum zu passierenden Landstraße führt jetzt eine tadellose Chaussée geradewegs bis Ramutten. Ueber die Jenne, die früher durch eine Furt passiert werden mußte, was bei den ziemlich steilen Ufern, bei Dunkelheit und Hochwasser eine nicht ungefährliche Geschichte war, ist eine schöne eiserne Brücke geschlagen. Der Charakter der ganzen Gegend hat sich geändert; man hat die Torfmoore entwässert, Torferde auf den Sand gebracht und schon bringt der Pflug und reichlicher Dünger Kultur in den Boden. Wenn auch der Roggen und Hafer einstweilen auch nur spärlich gedeiht und häufig auch nur das zweite bis dritte Korn bringt — der Anfang ist wenigstens gemacht und es steht zu hoffen, daß es der menschlichen Arbeit gelingen wird, dem fargen, spröden Boden allmählich reichere Erträgnisse abzugewinnen.

Verschwunden sind die häßlichen, armseligen Hütten aus dem Gesichtskreise des Wanderers, man sieht hier und da bereits ganz nette Häuschen, häufig von den genügsamen Pappeln beschattet und von einem kleinen Gärtchen umgeben.

Doch kehren wir zurück zu der Zeit vor 50 Jahren. Im Dorfe Ramutten sah man damals bereits besser gebaute Häuser; z. T. mit Ziegeln gedeckt, verputzt, die Fenstern blank gehalten, mit Gardinen versehen, mit Blumentöpfen geschmückt, mit Hofgebäuden und reinlich gehaltenem Hofe. Natürlich taten sich die Beamtenhäuser: die Schule, das Wohnhaus für den Gendarmen, die Steuerbeamten und auch das Gasthaus hervor.

Ganz im Osten am Ausgange des Dorfes lag noch ein recht armseliges verfallenes, strohgedecktes Häuschen. Hier wohnte der alte Jude Mendel mit seiner Frau und seiner Familie in zwei kleinen Zimmern zusammengedrängt. D. h. alt war Mendel eigentlich noch nicht, vielleicht erst Ende 40. Allein die schwere Arbeit bei jedem Wetter, Sommer und Winter hatten sein Gesicht mit tiefen Runzeln durchzogen und der lange Vollbart, sowie das Haupthaar zeigten sich bereits von zahlreichen weißen Fäden durchzogen, sodaß er älter aussah, als er in der Tat war. Auch seine Frau sah bereits sehr gealtert aus, hager, gekrümmt, verarbeitet. Von den zahlreichen Kindern waren nur noch die beiden jüngsten Töchter im Hause; die andern waren verheiratet, oder es deckte sie die Erde auf dem jüdischen Friedhof in Hendefrug.

Jahraus, jahrein fuhr Mendel mit seinem Einspänner im Lande herum. Auf der russischen Seite kaufte er Geflügel, Eier, Butter, Obst, kurz alles, was er an Lebensmitteln erlangen konnte und brachte

diese am Montag nach Heydekrug. Er hatte hier seine feste Kundschaft, der er die Ware ins Haus lieferte; was übrig blieb, hielt er am Dienstag auf dem Wochenmarke feil. Dann begann wieder der Kreislauf von vorne, Fahrten nach Rußland, oft meilenweit ins Land hinein, unter Entbehrungen und Strapazen aller Art.

So nährte sich Mendel schlecht und recht; überall ging ihm der Ruf eines redlichen, verlässlichen Mannes voraus, überall beim Ankauf wie Verkauf war er gern gesehen, wurde freundlich behandelt und hatte selten Negernis oder Anfeindungen zu erdulden. Und da auch sein Familienleben ein durchaus glückliches war, hatte Mendel allen Grund zufrieden zu sein und war auch trotz des geringen Einkommens und des ärmlichen Lebens stets heiteren Sinnes und gefällig gegen andere.

Wie in allen jüdischen Familien des Ostens war das häusliche Leben und das Verhältnis zwischen den Ehegatten untereinander, sowie zu den Kindern musterhaft. „Mein Schmerz ist Dein Schmerz und meine Freude ist Deine Freude“, pflegte Mendel zu seiner Frau zu sagen. Sie sorgte für ihn aufs beste, erzog die Kinder zum Gehorsam und zur Reinlichkeit und hatte die Freude, daß alle sieben lebenden gut gebiehen und die fünf Verheirateten gutes Auskommen hatten. Auch eine ganze Anzahl Enkelkinder erfreute der Großeltern Herz, es war für die Alten ein Festtag, wenn eins ihrer Kinder — sie wohnten sämtliche nicht weit von der Grenze — zum Besuche erschienen. Der alte Mendel war dann sogar imstande, seine Geschäftsreisen auszusetzen, so schwer es ihm auch wurde.

Wenn auch die Eltern Mendel alle ihre Kinder mit großer Liebe umfaßten, so hing ihr Herz doch am meisten an dem jüngsten, an der kleinen Sarah. D. h. zu Beginn unserer Geschichte war die zwölfjährige schon nicht mehr klein. Schlank gewachsen, von wohlproportioniertem Körperbau und edler Haltung, überragte sie bereits die Mutter fast um Haupteslänge. Prachtvolles schwarzes Haar war in zwei schweren Zöpfen geflochten und rund um den Kopf gelegt, daß es wie eine Krone aussah. Die großen, dunklen Augen sahen zumeist etwas träumerisch in die Welt. Das Profil war geradezu klassisch zu nennen, die Nase gerade und nicht zu lang, der Mund edel geschnitten, schön geschwungene Augenbrauen und lange Wimpern vollendeten die Schönheit des Gesichtes. Es gab keinen Menschen, der nicht stehen blieb oder sich umschaute, wenn er Sarah zum ersten Male erblickte.

Der äußeren Schönheit entsprachen die geistigen Fähigkeiten Sarahs. Der alte Lehrer Dyck, der seit 20 Jahren in Ramuten sich ohne großen Erfolg bemühte, die Kinder der moralisch sehr minderwertigen Grenzbevölkerung zu ordentlichen Menschen zu erziehen, erschien eines

Tages bei der Mutter Mendel. Er begrüßte sie mit den Worten: „Frau Mendel, ich muß Ihnen mitteilen, daß ich Ihre Sarah nicht weiter unterrichten kann.“

„Großer Gott, Herr Lehrer, was ist denn geschehen? Mir wird ganz schwach, Herr Dyck, ich muß mich hinsetzen. Reden Sie, reden Sie! Doch nichts Schlimmes!“

„Nichts Schlimmes! Aber sehen Sie, Sarah ist mir zu klug, ich bin nicht mehr imstande, ihr Neues beizubringen. Gestern war der Herr Kreis Schulinspektor bei mir und besah sich die Hefte der Kinder, na, von den übrigen wollen wir schweigen. Aber als er Sarahs Hefte in die Hand bekam, war er ganz baff. Sogar habe ich mein Lebtage noch nicht gesehen. Tadellose Sauberkeit, eine Handschrift wie gestochen, kein orthographischer Fehler, eine gewandte Ausdrucksweise, im Rechnen nie ein Fehler.“

Ja, sagte ich nicht ohne Stolz, Sarah ist auch meine Beste. In den mündlichen Fächern Geographie, Naturkunde, Geschichte — ich habe ihr seit Jahren bereits Extrastunden gegeben — sind ihre Kenntnisse ebenso gut. Wenn meine übrigen Schüler nur den zehnten Teil so begabt und fleißig wären, wie Sarah, dann könnte ich Herrn Schulinspektor eine andere Klasse vorführen.

Der Herr Schulinspektor erkundigte sich darauf nach den häuslichen Verhältnissen. Ich sagte ihm, daß Sarah nach der Schulentlassung wie ihre übrigen Geschwister mit ihrem Vater auf den Handel werde fahren müssen.

Das geht nicht, das geht nicht, das darf nicht sein. Herr Dyck, Sie müssen morgen zu den Eltern gehen und mit ihnen reden. Dazu ist das Mädchen denn doch wirklich zu schade. Es muß durchaus etwas für ihre weitere Ausbildung getan werden und was in meinen Kräften steht, will ich gerne tun, sie darin zu unterstützen. Ich will Ihnen aus meiner Bibliothek eine Anzahl belehrende und unterhaltende Bücher durch den alten Mendel mitsenden, die können Sie dem Kinde dann zur weiteren Fortbildung übergeben, aber sorgen Sie, daß Sarah aus den kleinlichen Verhältnissen hier herauskommt und in der Stadt weitere Ausbildung erhalten kann.

So nun wissen Sie, weshalb ich Sarah in meiner Schule nicht länger behalten kann. Unterstützen Sie mich und sprechen Sie mit Ihrem Mann vernünftig darüber.“

„Herr Dyck, Sie sind ein edler Mann,“ entgegnete Frau Mendel, und machte einen Versuch, dem Lehrer die Hand zu küssen. „Ich will mit meinem Mann darüber sprechen, aber ich glaube nicht, daß wir Ihren Wunsch erfüllen werden. Wissen Sie, warum nicht? Weil

Sarah so außergewöhnlich hübsch ist, wie ich ganz offen, auch als Mutter sagen kann. Sie ist zwar sehr sitzsam und bescheiden, wie Sie ja auch wissen werden. Aber zu fremden Leuten will ich sie doch nicht geben. Von der Stadt hört man doch so allerlei. Wenn Sie ihr jedoch noch weitere Stunden geben wollen, werden wir Ihnen sehr dankbar sein. Nun, ich werde mit meinem Mann noch darüber reden!"

Die Unterredung verlief ganz so, wie Frau Mendel gedacht hatte. Ihr Mann erklärte, auf keinen Fall Sarah aus dem Hause geben zu wollen. Sollte die ältere Schwester Ester heiraten, oder, was Gott verhüten wolle, krank werden, so müsse Sarah mit ihm fahren. Ganz erregt wurde der alte Mendel: „Du weißt, daß ich jemand brauche, der auf das Fuhrwerk aufpaßt, wenn ich mit den Bauern handle,“ sagte er zu seiner Frau, „Du bist schon alt und schwach und kannst nicht in jedem Wind und Wetter unterwegs sein. Wer sollte hier die Wirtschaft versorgen? Du weißt, der Verdienst langt nicht aus, einen fremden Menschen zu halten. Sollen wir auf unsere alten Tage hungern oder betteln gehen? Wozu hat uns der liebe Gott die Kinder geschenkt, wenn sie nicht den Eltern in der Not beistehen wollen? Sarah soll sich in der Stadt amüsieren, während wir hier nicht ein noch aus wissen? Nein, der Herr Schulmeister und der Herr Inspektor sollen sich um ihre eigenen Kinder kümmern und uns in Ruhe lassen. Ich will auch nicht, daß Sarah von solchen verrückten Plänen überhaupt etwas erfährt. Sage das Deinem Herrn Schullehrer!"

Frau Mendel hatte Mühe, ihren Mann zu beruhigen. Sie versicherte ihm, daß sie genau so gedacht hätte wie er, und mit Herrn Dyck im Sinne ihres Mannes sprechen wolle. Damit waren die Zukunftspläne, die die Schulleiter für Sarah hegten, ein für allemal abgeschnitten. Nach einigen Tagen brachte Mendel aus Hendekrug eine große Kiste für den Schullehrer mit, die der Herr Kreisinspektor sandte.

Der Inhalt waren Bücher aller Art: hauptsächlich Jugendschriften, deutsche Märchen und Sagen des klassischen Altertums, Werke von Goethe, Schiller, Lessing zc., aber auch belehrende Bücher. Dyck verteilte die Schriften an Sarah nach seinem Gutdünken und mußte sie häufig wechseln, denn Sarah durchslog die ihr ungewohnte geistige Nahrung in kürzester Frist. Hauptsächlich waren es die Märchen und Sagen, die ihrem kindlichem Gemüt zusagten. Ihre Phantasie wurde dadurch mächtig angeregt und oft genug träumte sie mit wachenden Augen von verzauberten Prinzessinnen, gütigen Feen, strahlenden Königsöhnen und dergleichen. Der Vater Mendel war zufrieden, den Schulangriff abgeschlagen zu haben und kümmerte sich nicht weiter um das Tun

und Treiben seiner Tochter. Der Mutter jedoch fiel das zerstreute Wesen der Tochter auf. Instinktiv fühlte sie, daß körperliche Arbeit das beste Heilmittel dagegen sei und beschäftigte Sarah möglichst viel in der Küche, dem kleinen Gärtchen, auf dem Hofe und mit Besorgungen im Dorfe. Da der regelmäßige Schulbesuch für Sarah aufgehört hatte, mangelte es nicht an freier Zeit. Zweimal in der Woche mußte Sarah nachmittags beim Schullehrer antreten, erhielt Anleitungen zum Lernen und mußte über ihre Lektüre berichten oder Aufsätze über das Gelesene schreiben, die oft so schwungvoll und gedankenreich waren, daß der alte Schulmann ganz verblüfft war. Der Kreis Schulinspektor, dem die Aufsatzhefte vorgelegt wurden, fand sogar, daß in Sarah ein großes dichterisches Talent schlummerte. Nebenbei lernte Sarah in kürzester Frist von den Eltern die litauische, russische und polnische Sprache, alle wurden neben der deutschen Sprache im Grenzverkehr notwendig gebraucht.

2. Kapitel

Die reifere Jugendzeit und der Gendarm Kannegießer

So vergingen die Jahre. Sarah wuchs vom knospenden Backfisch zur blühenden Jungfrau heran, und zu der natürlichen Schönheit gesellte sich eine Anmut, Lieblichkeit und Grazie, die aller Augen entzückte. Ruhig und selbstbewußt, freundlich zu jedermann wanderte sie durchs Leben, beliebt bei alt und jung. Die Reinheit, der Zauber ihres ganzen Wesens hielt alle Rohheit und Gemeinheit von ihr fern. Nur einmal hatte sie eine arge Anfechtung roher Patrone zu erdulden. Bevor wir jedoch von diesem Vorfall hören, müssen wir zunächst einen prächtigen Menschen kennen lernen, der der Hüter der Ordnung und Sitten in der verrufenen Gegend war: der Gendarm, gewöhnlich Wachtmeister genannt, Kannegießer. Ein Mann, der eigentlich zu schade für diesen Landstrich war. Seine außerordentlichen Anlagen im Aufspüren von Delikten, Verbrechen, sein scharfer Verstand, seine eiserne Energie verbunden mit großer Körperkraft und Gewandtheit hätten ihn auch wichtigere Stellen in der Kriminalpolizei ausfüllen lassen. In seiner Bescheidenheit war er zufrieden, in der ihm zuteil gewordenen Stellung mit Erfolg und zum Nutzen tätig sein zu können. Mehrere Jahrzehnte lebte er in diesem Grenzbezirk und kannte jeden Menschen in demselben genau und gründlich. Natürlicher

verschaffte ihm seine Tüchtigkeit und seine Erfolge im Kampfe mit Laster und Verbrechen die größte Wertschätzung bei seinen Vorgesetzten und allen gesitteten Menschen und die Feindschaft aller Schlechten. Mit Vorliebe wurde er angerufen, wenn es einen schwierigen Fall aufzudecken gab; konnte der alte Kannegießer nicht helfen, war alle Mühe umsonst.

Ein kleines Beispiel sei hier gestattet:

Der Dienstagmarkt in Hendekrug war einer der größten im ganzen preussischen Staate. Bedingt durch die günstige Lage des Marktfleckens zwischen der Haffniederung einerseits, der sogenannten Höhe und dem russischen Grenzlande andererseits, an einem schiffbaren Fluß, der Sziese, gelegen, strömten hier an jedem Markttage viele tausend Menschen zusammen, die Fische und Gemüse, von der anderen Seite hauptsächlich Getreide und Fleisch zum Verkauf resp. Umtausch bringen. Vom frühen Morgen bis zum Mittag sind sämtliche kaufmännischen Geschäfte von Menschen überfüllt, so sehr, daß Kontrolle und Aufsicht oft ganz unmöglich wird. Kommt da eines Mittwochs in aller Frühe ein Fuhrwerk auf den Hof des Herrn Wachtmeisters K. gefahren. Es entsteigt der Kaufmann Neumann, Besitzer des größten Manufakturwarengeschäfts in Hendekrug. Nach der Begrüßung entspinnt sich folgendes Gespräch: „Herr Wachtmeister, ich bitte Sie dringend, mir zu helfen.“ „Nun, was gibt es denn?“ „Denken Sie, mir sind gestern in dem Markttreiben ein ganzes Stück Kleiderstoff und mehrere Kopfstücher gestohlen worden. Bei den tausenden Menschen, die gestern in meinem Laden waren, kann ich unmöglich Verdacht auf jemanden äußern.“ „Ja, Herr Neumann, ich würde Ihnen sehr gern gefällig sein, allein, ich kann meinem Kollegen in Hendekrug nicht in das Handwerk pfeuschen, der möchte böse werden.“

„Bei Herrn Wachtmeister Stascheit ließ ich anfragen, der ist heute auf Termin.“

„So, das ändert die Geschichte. Warten Sie einmal einen Augenblick. Es ist eine Frau gewesen, denn Männer stehlen nicht Kleiderstoffe und Tücher. Es ist ferner eine geriebene Gewohnheitsdiebin, da sie den Diebstahl großer Gegenstände so geschickt ausgeführt hat. Ich muß mir überlegen. Die Frau X sitzt im Gefängnis, die Frau Y liegt krank, aber die Frau Z, die erst vor acht Tagen aus dem Loch entlassen ist, die könnte es sein, versprechen kann ich allerdings nichts.“

„Wollen Sie nicht erst Ihr Frühstück einnehmen?“

„Dazu ist jetzt keine Zeit. Wenn wir nicht bald dort sind, versteckt die Diebin die Waren oder bringt das Zeug zur Schneiderin, dann ist die Fahrt umsonst.“

„Wie weit ist es von hier?“

„Etwa einseinhalb Meilen.“

In kurzer Zeit rollte der Wagen wieder vom Hofe. Nach einer Stunde Fahrt reckte sich Kannegießer in die Höhe und äugte scharf voraus. Nach kurzer Frist sprach er: „Herr Neumann, wir sind, glaube ich, auf der richtigen Fährte. Sie werden das Gestohlene wieder erhalten.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Fragen Sie jetzt nicht. Kutscher, biegen Sie links ab und halten Sie vor dem Häuschen, wo die Frau vor der Tür sitzt.“

Mit freundlichem Gesicht, etwas schmunzelnd bot Kannegießer der strickenden Frau Guten Tag.

„Nun, Frau Kallweit, schon so früh so fleißig? Noch nicht lange her, daß Sie aus der Kaluse heraus sind?“

„Ja, mein Gott, mein Gott, wie geht's mir bloß. Hinter mir sind die bösen Menschen her, wie die Hunde hinter dem Hasen.“

„Na, ich will einmal nachsehen, vielleicht gehöre ich dieses Mal nicht zu den bösen Menschen. Kommen Sie mit herein, Herr Neumann!“

Es entging Kannegießer nicht, daß bei der Nennung des Namens die Frau, unmerklich fast, zusammenzuckte. Sie machte einen letzten Versuch, die Gefahr abzuwenden. Sie stellte sich in die Haustür und versuchte die Herren zurückzuhalten. „Diesmal bin ich wahrhaftigen Gott unschuldig, ich habe nichts begangen, das kann ich beschwören.“ Kannegießer schob sie mit sanfter Gewalt zur Seite und schritt sofort auf das an der Hinterwand der Stube stehende Himmelbett zu. Schon flog das Deckbett zur Erde, nun Lacken und Unterbett, nun der Strohsack. Da lag das corpus delicti.

„Herr Neumann, wollen Sie so gut sein, näherzutreten. Kennen Sie das Stück Zeug?“

„Jawohl, das ist das mir gestohlene.“

„Kann es nicht bei Ihnen gekauft sein?“

„Wenn es einige Meter wären, dann vielleicht. Aber ein ganzes Stück? Außerdem ist auch noch meine Auszeichnung dran, die bei Verkäufen abgetrennt wird.“

„Gut.“ Nun wandte er sich zu der mit der Miene der gekränkten Unschuld dastehenden Frau Kallweit.

„Gib jetzt die gestohlenen Tücher heraus.“

„Lassen Sie mich zufrieden, ich habe keine Tücher.“

Kannegießer ging auf den gelblackierten, hübsch mit bunten Blumen verzierten Schrank zu.

„Schließ den Schrank auf!“

„Da ist nichts drin.“

„Wenn Du nicht gleich aufschließt, drücke ich die Tür ein.“ Und er machte Miene, mit der Schulter gegen die Tür zu stoßen.

Mit Weinen, Stöhnen und Klagen zog die Kallweit einen Schlüssel aus ihrer Kleidertasche heraus und warf ihn auf den Tisch.

„Na ja, dachte ich's mir doch. Herr Neumann, das sind wohl auch ihre Tücher und hier ist noch ein Pack Wolle. —

„Die hatte ich noch gar nicht vermißt. Ueberall ist noch meine Auszeichnung dran.“

„Dann sind wir hier wohl fertig. Na Frau Kallweit, das wird wohl wieder einige Monate Freiquartier geben.“

„Mir wird nichts anders übrig bleiben, als von hier fort zu ziehen. Das ist hier nicht mehr zum Aushalten.“

Kannegießer lachte: „Das glaube ich. Viel Glück auf die Reise.“

Als die beiden Herren im Wagen saßen, fragte Neumann: „Nun sagen Sie mir bloß, woran erkannten Sie bereits 500 Meter vor dem Hause, daß wir auf der richtigen Spur waren?“

„Sehr einfach, ich sah von weitem vor der Haustür eine Frau stehen, die, als sie mich erblickte, schnell im Hausflur verschwand, nach wenigen Minuten wiederkehrte und sich mit einem Strickzeug auf die vor dem Hause stehende Bank nieder setzte. Das war auffallend, nicht wahr? Diese kurze Zeit hatte die Diebin benutzt, schnell die gestohlenen Sachen verschwinden zu lassen, an denen sie jedenfalls vorher ihre Augen geweidet hatte. Und es sind immer dieselben Verstecke, in denen das dumme Volk seine Diebsbeute verbirgt. Einen halben Tag später hätten wir nichts mehr vorgefunden.“

„Jedenfalls bin ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet und weiß nicht, wie ich mich erkenntlich zeigen soll?“

„Um Gottes Willen lassen Sie das nur sein!“

„Vielleicht könnte ich Ihnen eine Kiste Zigarren als Trost für das versäumte Frühstück zuschicken?“

„Ich bitte Sie wirklich dringend, lassen Sie das sein. Sehen Sie, ich wohne in Kamotten wie auf einer wüsten Insel. Mindestens 50 Prozent meiner Einwohner sind Verbrechernaturen, die mich hassen, wie die Sünde und mich unausgesetzt beaufsichtigen. Braucht nur einer der Horde durch Zufall zu erfahren, daß ich ein Geschenk angenommen habe — wenn es auch an und für sich ganz harmlos

wäre, wie im vorliegenden Falle, — dann würde das sofort herumgesprochen, vergrößert und hinzugelogen werden, und eines schönen Tages könnte ich die größten Unannehmlichkeiten haben. Nein, nein, ich kann meine Stellung unter dem Gesindel nur behaupten, wenn ich ganz unantastbar bleibe. Strenge Unparteilichkeit und Gerechtigkeit neben absoluter Unbestechlichkeit damit kann ich allein den Leuten imponieren und mir Achtung und Gehorsam verschaffen.“

Ein Mann mit solch strengen moralischen Grundsätzen war in der That in jener Gegend nötig und am Platze, und auch die schlimmsten Elemente beugten sich schließlich vor solch einem Charakter. Seine rücksichtslose Energie und seinen Mut werden wir bei dem vorhin schon angedeuteten Vorfall, der Sarah betraf, kennen lernen.

Diese wollte eines Abends, als es bereits anfang dämmerig zu werden, in einer Blechkanne Petroleum aus der etwa 20 Minuten entfernten Materialwarenhandlung, mit der eine Gastwirtschaft verbunden war, holen. Auf halbem Wege kamen ihr drei sichtlich angeheiterte, gröhlende jugendliche Burschen entgegen, die auf dem Felde wohl gearbeitet hatten, denn sie trugen Sensen auf den Schultern. Sarah ging den Leuten bis hart an den Rand der damals gerade menschenleeren Landstraße aus dem Wege und beschleunigte ihre Schritte. Allein schon trat einer der Burschen ihr entgegen, ließ sie nicht vorbei und gebrauchte pöbelhafte Redensarten. Als bald kamen auch die andern beiden Kumpane hinzu und nun gab es für Sarah kein Entrinnen mehr. Sie wehrte sich zwar mit aller Kraft gegen die immer handgreiflicher werdenden Zudringlichkeiten, aber ihre Kraft reichte natürlich nicht aus. Mit dem einen Arm hielt sie einen am Wege stehenden dünnen Weidenbaum umklammert und stieß in ihrer großen Not einige durchdringende Schreie aus. Sie fühlte, wenn es den Strolchen gelang, ihren Arm von dem Weidenbaum zu lösen, war sie verloren und wehrlos, als gar der frechste der Burschen ihr den Mund zuhielt, um sie am Schreien zu verhindern, drohten ihr die Kräfte und die Sinne zu verlassen. Da, in der größten Not, erschien als rettender Engel, ungesehen und ungehört, unser braver Kannegießer. Dem Burschen, der Sarah den Mund zuhielt, am Genick fassen, losreißen und zu Boden schleudern, war das Werk eines Augenblickes. Erschrocken und verwirrt ließen die beiden andern von dem heftig schluchzenden Mädchen ab. Der zur Erde geschmetterte Bursche aber, ein jähzorniger Mensch, raffte sich auf, ergriff seine Sense und drang damit auf den Wachtmeister ein. Die Situation war kritisch; ein lauter Angstschrei löste sich aus Sarahs Brust, zumal auch die beiden andern Strolche ihre zu Boden geworfenen Sensen ergriffen. Und was für eine gefährliche Waffe eine Sense ist, dürfte

jedermann bekannt sein. Aber Kannegießer kannte nicht Furcht, Angst und Schrecken. Mit einem Sage sprang er dem auf ihn mit erhobener Sense eindringenden Burschen entgegen, und im nächsten Augenblick erhielt dieser einen so gewaltigen Fausthieb an die Schläfe, daß er wie vom Blitze getroffen samt seiner Sense zu Boden stürzte. Im nächsten Augenblick trat der Wachtmeister mit halbgezücktem Säbel den beiden andern Spießgesellen entgegen. Allein denen war der blaße Schrecken in die Glieder gefahren, bleich und zitternd standen sie da. Ein Angriff von dieser Seite war nicht zu erwarten. Kannegießer stieß den Säbel wieder zurück in die Scheide, er war jetzt Herr der Situation. Das Gesicht geröthet, tiefe Falten zwischen den Augenbrauen trat er auf die Burschen zu; die stahlgrauen, blitzenden Augen unter den buschigen Brauen, die stark hervortretenden Zornadern an den Schläfen kündeten den Banditen nichts Gutes, wenn sie irgendwie zu mußsen wagen sollten. Wenn Kannegießer dergestalt in Wut geraten war, war mit ihm schlecht Kirschen essen. Mit lauter, harter Stimme fuhr er die Burschen an: „Ihr verwahrlostes, niederträchtiges Gesindel werdet es wagen auf offener Landstraße ein anständiges junges Mädchen, fast ein Kind noch, anzufallen und zu mißhandeln, als ob keine Obrigkeit mehr im Lande wäre? Und widersetzen werdet Ihr Euch auch noch? Glaubt wohl der alte Kannegießer wäre schon altersschwach? O nein, noch lebt er, mit solchen rohen Patronen, wie Euch, wird er allemal noch fertig werden! Selbst einmal Eurem Kumpan jetzt aufstehen!“

Dieser lag noch immer auf demselben Fleck, wo er niedergestürzt war. Doch versuchte er bereits sich aufzurichten und sah mit stieren Augen, wie geistesabwesend um sich. Seine beiden Genossen hatten zu tun, ihn wieder auf die Beine zu stellen und zu halten. „Paßt nun genau auf, was ich sagen werde und teilt es auch Euren Kumpanen im Dorfe mit. Die Sarah Mendel steht fortan unter meinem besonderen Schutze und Gnade Gott demjenigen, der es wagen sollte, sie anzugreifen oder auch nur mit Worten zu belästigen. Die Knochen im Leibe würde ich ihm kreuzweise zerbrechen. Ihr bringt nun den Burschen nach Hause, die Sense nehmt mit! Vorwärts marsch!“ Augenscheinlich war es den Burschen sehr recht, aus der Nähe des Gefürchteten zu kommen. Den Geschlagenen mußten sie allerdings mehr schleppen, als führen; es dauerte tagelang bis dieser sich wieder völlig erholt hatte. Und die im Volke verbreitete Redensart: „Wo Kannegießer hinschlägt, wächst kein Gras mehr“, hatte wieder neue Nahrung gefunden.

Zu der vor Erregung noch zitternden Sarah aber wandte sich Kannegießer: „Bestelle Deiner Mutter von mir, daß es sehr unver-

ständig von ihr gewesen ist, bei Sonnenuntergang ein junges Mädchen allein auf die Landstraße zu schicken. Du siehst, was daraus hätte entstehen können. Mag die Mutter beizeiten daran denken, Petroleum zu holen“, schnitt er Sarahs Einwendung ab. „Ich werde bei Gelegenheit selbst mit ihr darüber sprechen. Dem Vater lohnt dies Erlebnis gar nicht mitzuteilen, er würde sich die Haare ausraufen, wenn er hörte, in welcher Gefahr seine Lieblingstochter gewesen ist. Du kannst übrigens jetzt unbesorgt in den Krug gehen; ich werde mich zur Sicherheit noch einige Zeit in der Nähe halten. Und sowie heute oder später einer von den Lämmeln Dich irgendwie belästigen sollte, hast Du es mir sofort mitzuteilen, verstanden?“

Sarah kam aber nicht in die Verlegenheit, dies tun zu müssen. Die Kannegießersche Lektion hatte gewirkt. Niemand tat ihr fortan auch nur das Geringste zuleide. Mit einer gewissen Scheu gingen ihr die größten Rohlinge aus dem Wege. Einförmig verliesen die nächsten zwei Jahre. Immer neuen Lehrstoff mußte Lehrer Dych heranschaffen, und manchmal war er ganz verzweifelt, wo er die Bücher hernehmen sollte. Sarah empfand es schmerzlich, daß sie so gar keine Gespielin hatte. Die Eltern hatten keinerlei Verständnis für das Lesen und das Bildungsbedürfnis der Tochter, und von den übrigen Einwohnern des Dorfes nahmen nur die Eheleute Dych und Kannegießer sich des Mädchens an, aber schließlich ließen der Altersunterschied und die Inanspruchnahme durch Amt und Wirtschaft keinen regeren Verkehr aufkommen. So war Sarah meistens sich selbst überlassen, die Mutter nahm sie auch nicht viel mit häuslichen Arbeiten in Anspruch und so saß Sarah oft stundenlang und ließ ihrer Phantasie freien Lauf, die durch die vielen gelesenen Märchen- und Sagenbücher, die immer noch die Lieblingslektüre bildeten, immer neue Nahrung und Anregung fand. Sie träumte dann wohl von verzauberten Prinzessinnen, vom Königssohn, der sie erlösen kam, von gütigen Feen und schlimmen Zauberern und dergleichen. Hätte sie Anregung gehabt, wäre sie vielleicht eine beliebte Märchen- oder Jugendschriftstellerin geworden. Ganz von selbst kam es, daß sie sich in ihren Phantastereien selber in die Rolle der Königstochter oder eines Aschenbrödel, die aus ihrem niederen Stande durch einen edlen, schönen Ritter befreit und mit ihm vereinigt wurde, hineinversetzte.

Da trat, als Sarah das 16. Lebensjahr vollendet hatte, ein jäher Umschwung in ihre Lebensverhältnisse ein. Die ältere Schwester Ester hatte einen Verehrer gefunden, an dem der alte Mendel nichts auszusetzen hatte. So fand die Vermählung statt und Sarah mußte nun mit dem Vater, ob sie wollte oder nicht, über Land und auf die Märkte fahren, auf das Fuhrwerk und die eingehandelten Waren auf-

passen, auch wohl selbst verkaufen, feilschen und sich mit Bauern und Juden herumplacken. Für Bücherlesen und Träumen blieb nun nicht mehr viel Zeit übrig. Bald war der alte Mendel mit der schönen Tochter eine in der ganzen Gegend wohlbekannte und beliebte Persönlichkeit. Es dauerte auch garnicht lange, bis sich jetzt ein oder der andere jüdische Jüngling einfand, der gerne das schöne Mendelstöchterchen als Gattin heimgeführt hätte. Allein das ging dem alten Mendel wider den Strich. Schroff wies er alle Bewerber ab; sein letztes Kind wollte er nicht in so jugendlichem Alter fortgeben. Und Sarah vollends spürte nicht die geringste Neigung, in kleinliche Verhältnisse zu gehen und ihre Freiheit zu opfern und geistig zu verkümmern.

3. Kapitel

Ein Unfall und seine Folgen

So floß Sarahs Leben Jahr und Tag in trister Einformigkeit dahin.

Es war an einem heißen Sommertag, als an der Kirchenmauer zu Bovern, an welcher die Neustadt und Schwegsnen verbindende Rieschauffee vorüberführt, im Schatten der hohen Pappelbäume Mendels Einspanner hielt. Sarah befand sich allein auf dem Wagen, ihr Vater war abgestiegen und nochmals in das wenige hundert Schritte zurückliegende, aus elenden Hütten bestehende Dorf zurückgegangen. Ringsumher herrschte tiefste Stille und die Hitze wirkte einschläfernd; Sarah fielen unwillkürlich die Augen zu. Da — horch — ein Geräusch wie von galoppierenden Pferden! Als Sarah sich umsah, erblickte sie in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten ein mit zwei Bauernpferden bespanntes Gefährt, das führerlos in vollem Galopp auf sie losstürmte. Sarahs erster Gedanke war: herunter von der Chauffee. Rechts war dicht nebenan die Kirchenmauer, aber zur linken Seite zog sich ein ganz flacher Graben längs der Chauffee hin. Dahin wollte Sarah schnell mit ihrem Wagen hinein. Sie riß das Pferd nach links herum — aber der alte Braune liebte nicht die Eile und die Peitsche hatte der alte Mendel mitgenommen — gerade als das Fuhrwerk quer zur Chauffee stand, stürmten die Durchgänger heran und prallten gegen Mendels Wagen, diesen sowie das Pferd umwerfend und selbst hinstürzend. Einen lauten Schrei stieß Sarah aus, dann verlor sie das Bewußtsein.



Der Zufall wollte es, daß in diesem Augenblick der junge Geistliche von der Kirche in seine Wohnung gehen wollte. Er hörte den Schrei und den großen Krach, der durch die zusammenprallenden übereinanderstürzenden Wagen verursacht wurde. Er trat durch die zum Kirchenplatz führende Pforte hinaus und eilte zu der Stätte des Unglücks. Ein Blick zeigte ihm, daß unter den Wagentrümmern ein weibliches Wesen eingeklemmt lag. Sofort schnitt er die Stränge der drei wild um sich schlagenden Pferde durch, die sich darauf beruhigten und sich aufrichteten. Dann gelang es ihm, den Wagen anzuheben und das anscheinend leblose Mädchen hervorzuziehen. Noch war kein Mensch in der Nähe. So trug er die Verlegte, die aus einer Stirnwunde ziemlich heftig blutete, auf den Pfarrhof und legte sie auf eine vor seiner Thür stehende Bank. Schnell hatte er seine alte stark schwerhörige Wirtschafterin beauftragt, eine Schüssel mit kaltem Wasser, Hand- und Taschentücher herbeizubringen, setzte sich auf die Bank, legte Sarahs Kopf auf seine Knie und begann, die Umgebung der Wunde zu säubern und ihr kalte Kompressen auf die Stirne zu legen.

Mittlerweile war die Nachricht bis zu dem Dorfe gedrungen und eine große Menschenmenge, allen voran der alte Mendel, lief heran. Bald hatte er entdeckt, wo seine Tochter geblieben war, er stürmte auf die Gruppe zu. Sein lautes Wehgeschrei erscholl weithin, im Handumdrehen war der ganze Platz zwischen Pfarrhaus und Kirche von einer weinenden und schreienden Menge, Männer, Weiber und Kinder, angefüllt. Mit Mühe konnte sich der Geistliche Gehör verschaffen. Er beruhigte zunächst den alten Mendel, daß seine Tochter nicht tot sei, wie er durch Befühlen des Pulsess festgestellt hatte, und daß sie in kurzer Zeit aus ihrer Ohnmacht erwachen würde. Dann scheuchte er die aufgeregten Menschenmassen von dem Kirchenplatze, nur zwei oder drei Frauen durften zur Hilfeleistung dableiben, und bald hatte er die Freude, daß Sarah wirklich bald die Augen aufschlug. Er legte auf die Wunde ein sauberes Taschentuch und band eine Serviette fest um die Stirn. Als Sarah einen Trunk Wasser zu sich genommen hatte, kehrte ihr völlig das Bewußtsein zurück; die überströmende Freude des Vaters war grenzenlos. Mit Mühe nur konnte der Pfarrer es dazu bringen, daß Mendel sich von der Tochter ein Weilchen trennte und seinen Wagen in Ordnung bringen ging.

Das dauerte eine geraume Zeit, besonders da Mendel alle Augenblicke zurückkehrte, sich von dem Befinden seiner Tochter zu überführen. Einige Stunden später, als er melden kam, daß das Fuhrwerk notdürftig ausgeflückt war, fand er Sarah bereits aufstehend, mit dem Kopf an die Schulter des jungen Geistlichen gelehnt. Mendel erschrock, bat den Geistlichen vielmals um Entschuldigung über die

Dreistigkeit seiner Tochter, was der geistliche Herr begütigend ablehnte, und drang nun darauf, daß seine Tochter mit ihm nach Hause fuhr. Bis auf einen benommenen Kopf fühlte diese sich nunmehr ganz wohl. Der Pfarrer gab noch einige Verhaltensmaßregeln und Mendel fuhr im Schritt nach Hause.

Die Mutter bekam keinen kleinen Schreck, als sie ihre Tochter mit dem verbundenen Kopf, zerrissenen und blutgetränkten Kleidern und blaß wie der Kalk an der Wand, erblickte. In kurzen Worten schilderte ihr Mendel das Vorgefallene, Sarah wurde zu Bett gebracht und beide Eltern konnten sich nicht genug tun an Lobeserhebungen über die Barmherzigkeit und Menschenliebe des jungen Priesters.

Der am nächsten Tage zugezogene Arzt fand die Wunde vorzüglich versorgt, bestätigte, daß eine Lebensgefahr nicht vorläge und konnte nach 14 Tagen Sarah als geheilt aus seiner Behandlung entlassen.

Die kräftige Natur Sarahs überwand die anfangs noch vorhandene Schwäche so rasch und vollständig, daß sie vier Wochen nach dem Unfall bereits wieder bei ihrem Vater auf dem Wagen sitzen konnte.

„Sarah“, sagte ihr Vater, als sie losfuhr, „was meinst Du wohl, wem heute unser erster Besuch gelten soll?“

Eine feine Röthe überzog Sarahs Wangen.

„Vater, ich habe mir auch gedacht, daß mein erster Besuch meinem Helfer in der Not, bei dem ich mich noch garnicht bedankt habe, gelten müßte.“

„Gast Recht, Kind, ehe wir heute unser Geschäft beginnen, wollen wir erst zu dem edlen Menschenfreund heranzufahren.“

Die Freude auf beiden Seiten war groß, als die Patientin und ihr Helfer sich wiedersehen.

„Sarah, küsse dem Herrn die Hand,“ sprach Mendel, und als der Pfarrer dieses bescheiden ablehnte, tat es der Vater selbst. „Niemals werden wir vergessen, was Sie an unserm Kinde getan haben. Ihr Gott ist unser Gott und in jedem Gebete werden wir Ihrer gedenken und allen Segen auf ihr Haupt herabflehen.“

Ein warmer Blick aus Sarahs Augen traf den jungen Priester, dem dabei das Herz hoch schlug — dann fuhrn Vater und Tochter weiter zur Tagesarbeit.

Das Bild des schönen Mädchens stand dem Geistlichen Tag und Nacht vor Augen. Wie groß war sein Erstaunen und seine Freude, als es eines Tages an die Tür seines Amtszimmers klopfte und der Gegenstand seiner Schwärmerei leibhaftig vor ihm stand: „Sarah, sehe ich Sie doch noch einmal wieder! Fast habe ich schon die Hoffnung aufgegeben. Wie oft habe ich an Sie gedacht! Und wie gern wüßte

ich Näheres über Ihr Leben, seelisch und körperlich. Denn das habe ich schon aus den paar Worten, die ich Sie habe sprechen hören, herausgefunden, daß Sie so ganz anders geartet sind, als Ihre Stammesgenossen.“

Verlegen stand Sarah da.

„Mißdeuten Sie meinen Besuch nicht, Herr Pfarrer. Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich erst heute die Taschen- und Handtücher, die Sie zu meinem Verbande gebraucht haben, Ihnen zurückbringe. Ich kann auch nicht zu lange verweilen, denn mein Vater wartet im Dorfe auf mich. Es ist auch nicht viel über mich zu erzählen, höchstens, daß ich ein großes Bildungsbedürfnis gehabt habe und noch habe.“

„Ich sehe ein, daß Sie hier nicht zu lange verweilen dürfen, aber möchten Sie mir vielleicht Ihr Seelenleben, Ihren Bildungsgang usw. schriftlich anvertrauen? An der Pforte befindet sich ein Briefkasten, zu dem ich nur den Schlüssel besitze. Ich stehe Ihnen mit Angabe über meine Person und meine Lebensschicksale gern zur Verfügung. Meine Schreiben können zwischen Briefkasten und Mauer bequem geborgen werden.“

Sarah überlegte einige Augenblicke.

„Ich glaube, Herr Pfarrer, solch eine unschuldige Korrespondenz ist keine Sünde und kann ja, wenn sie uns nicht zusagt, jederzeit abgebrochen werden. Gut, es sei! Und nun Lebewohl!“ Sie reichte ihm die Hand, die er zärtlich drückte. So war ein Konnex zwischen den beiden jungen Menschen hergestellt. Er bewunderte die bildsaubere Handschrift, die gebildete Ausdrucksweise, und erfuhr, was sie bisher gelesen und gelernt hatte. Von ihm hörte sie, daß er aus einem alten litauischen Adelsgeschlecht, das bis zum Großfürsten Gedimin sich hinauf verfolgen ließ, stammte. In der letzten polnischen Revolution 1862 hatten seine Eltern Leben und Vermögen verloren, er selbst sei in das Priesterseminar nach Wilna vor den Russen gerettet worden, wohin auch die wenigen übriggebliebenen Familienschätze und -Andenken gebracht wurden, die er jetzt auf dem Boden verwahre. Seit zwei Jahren sei er Pfarrer in Wöwern.

So ging der Briefwechsel alle acht Tage hin und herüber und bei den edlen Charakteranlagen der Beiden konnte es nicht ausbleiben, daß allmählich eine tiefe Zuneigung zu einander, die sich mehr und mehr in eine heftige Liebe ausmuchs, sich ihrer bemächtigte, trotzdem Sarah wußte, daß eine Vereinigung undenkbar sei.

Eine Gelegenheit zu einer mündlichen Aussprache bot sich nicht mehr.

Sarah schilderte dem Priester, wie sie ihren Eltern nicht den Gram antun könnte, sie zu verlassen und sich etwa in einer Stadt in Pension

zu geben, dazu fehlten die Mittel. So leid es ihr täte, müßte sie auf die Freude, von ihm weiteren Unterricht zu erhalten, und damit überhaupt auf weitere Ausbildung, verzichten. Sollte dagegen unerwarteter Weise sich eine Gelegenheit bieten, noch einmal zu ihm zu kommen, so würde sie mit größter Freude diese wahrnehmen, denn auch ihr Herz zöge sie mächtig zu ihm hin.

In ähnlicher Weise ging die Korrespondenz noch einige Monate, da entdeckte der Pfarrer eines schönen Tages Ende November im Briefkasten einen Zettel: „Ich komme heute Abend zwischen 9 und 10 Uhr.“

4. Kapitel

Geologisches — Krieg im Frieden

Der Länge nach von Nord nach Süd zieht sich durch die Kreise Tilsit, Memel und Heydekrug eine Reihe von niedrigen Hügeln, welche aus reinem Sand bestehend, auch dem Nichtfachmann sofort als Dünen auffallen. Heutzutage zeigt diese Hügelkette allerdings zahlreiche Lücken, weil große Stücke davon durch Bahn- und Chausseebau, sowie durch ackerbauliche Richtungen zerstört und abgetragen sind. Die deutlichsten Reste sieht man jetzt noch bei Heydekrug, Heibelen, Baubeln und Tilsit. Statt der blendenden Weiße des Sandes sieht man nun allerdings fast durchweg einen Kiefernbestand die Hügel bedecken. Diese Dünen zeigen die Grenzen an, bis zu der vor tausenden von Jahren die Bogen der Ostsee gedrungen sind, als es noch keine Kurische Nehrung und kein Kurisches Haff gab, und ebenso wie östlich der Nehrung sich das Kurische Haff ausbreitet, so muß auch in der Urzeit östlich der Hügelkette sich ein großes Süßgewässer befunden haben. Allmählich versumpfte und verslachte dieses, es bildeten sich ausgedehnte Torfablagerungen, so daß im Laufe der Zeit stellenweise der offene Wasserspiegel ganz verschwand. Zugleich trieb der Westwind genau so wie heute auf der Kurischen Nehrung die Sandmassen nach Osten, die an einzelnen Stellen den Binnensee ganz zudeckten, an anderen Stellen zur völligen Trockenlegung das ihrige beitragen.

Eine derartige Wanderdünenbildung war vor ca. 60 Jahren in der Heydekrüger Gegend noch deutlich erkennbar, wo die Wanderdünen bis zu dem jetzigen Dorf Grabuppen, ca. 5 Kilometer von Heydekrug entfernt, gedrungen waren; diese waren allerdings schon damals mit Kiefernwald bestanden. Aber östlich von Grabuppen war der ver-
torfte See mit einer ebenen Schicht feinkörnigen Sandes bedeckt, unter

dem schöner schwarzer Torf lagerte, wie bereits im ersten Kapitel erwähnt. Diese Sandschicht erstreckte sich bis ziemlich genau zur russisch-preussischen Grenze. Auf der russischen Seite lag der schönste schwarze Brenntorf in großer Ausdehnung frei zutage.

Da in der Gegend dieses Torfmoors keine größeren Dörfer lagen und das Moor ungenutzt dalag, hatten sich eine ganze Reihe von Jahren hindurch die preussischen Bauern dahinter gemacht, ihr Brennmaterial für den Winter von der russischen Seite zu holen. Im Frühjahr wurde der Torf gestochen, zum Trocknen aufgeschichtet und im Winter, wenn der Boden gefroren war, abgefahren, ohne daß die russischen Behörden dagegen Einspruch erhoben hätten.

So war es auch im Jahre 1874 geschehen, allein, wie groß war der Schrecken der Bauern, als sie Ende November unter günstigen Bedingungen ihren gestochenen Torf abholen wollten und daran von Grenzkosaken gehindert wurden.

Der Kommandeur der Grenzkosaken, ein Oberstleutnant Paszkewitz, hatte eines Tages bei einem Ritt längs der Grenze die vielen Torfhaufen stehen gesehen, sich erkundigt und erfahren, daß die preussischen Litauer den Torf im Frühjahr gestochen hatten und ihn im Winter jetzt abfahren wollten. Da kam ihm dann der Gedanke: Er hatte in früheren Wintern für teures Geld sich Brennmaterial, Torf und Holz für die Quartiere der Soldaten, selbst kaufen müssen und hier stand der schönste Torf auf russischer Seite. Wenn er den beschlagnahmte, konnte er den Geldbetrag, den er sonst in Rechnung gestellt hatte, in seine eigene Tasche stecken, die stets geldbedürftig und stets geldhungrig war. Er gab den Befehl, Grenzwachen sollten auf keinen Fall dulden, daß die Preußen den Torf über die Grenze schafften. Den wollte er in nächster Zeit in seine eigenen Stallungen überführen lassen. Auf preussischer Seite herrschte darob große Bestürzung und Empörung. Nicht allein, daß die Arbeit des Frühjahrs und des Sommers vergebens gewesen war, wo sollten sie jetzt, wo die Erde gefroren war, anderen Torf für den Winter beschaffen? Die Bauern der Dörfer Ramuten und Metterquetten waren zu einer Versammlung im Gasthause des Lohrenscheit in Metterquetten zusammengekommen. Alle waren entschlossen, auf jeden Fall mit List oder Gewalt den Versuch zu machen, sich des Dorfes, der, ihrer Meinung nach, ihnen gehörte, zu bemächtigen. Es wurde beschloffen, ein Schmugglergefecht vorzutäuschen, das sich von Ramuten südlich bis in die Neustädter Gegend hinziehen sollte. Die Grenzwachen würden dann alle, durch die reichlichen Gewehrschüsse angezogen, sich dorthin ziehen und der nördliche Teil des Torfmoores, auf dem sich hauptsächlich die Torfhaufen befanden, würde dann ohne Bewachung bleiben. Sämtliche Männer

sollten sich an der Schießerei beteiligen, während Frauen und Kinder in größter Eile den Dorf auf Handschlitten verladen und unter Vermeidung allen Geräusches in ein in der Nähe befindliches Gehöft transportieren sollten. Eile war geboten, also wurde der zweite Abend zur Ausführung bestimmt.

Unfähr um acht Uhr dieses Abends fielen in der Ramutter Gegend einige Schüsse, die anscheinend von russischen Schmugglern abgegeben waren und von preußischer Seite erwidert wurden. In großer Eile zog sich das Feuergefecht nach Süden und wie vorausgesehen, zog der Lärm des Schießens die ganze russische Grenzbesatzung in die Neustädter Gegend, denn es mußte eine große Schmugglerbande sein, und es war anzunehmen, daß ein Teil derselben über die Grenze zurückgedrängt werden würde. Die Schmugglerwaren konnten dann konfisziert werden und von dem Erlös der versteigerten Sachen bekam bestimmungsgemäß ein jeder Soldat einen gewissen Anteil. So zog sich der Feuerlärm etwa eine Stunde hin. Die russischen Grenzkofaken wurden bereits unruhig und wären am liebsten auf die preußische Seite herübergedrungen. Sie schimpften innerlich auf die preußischen Grenzbeamten, daß sie nicht imstande waren, die Schmuggler zu besiegen oder über die Grenze zurückzudrängen.

Da, mit einem Male ließ sich ein einziger starker Knall in der Ramutter Gegend hören, dem alsbald ein lautes Hurrageschrei, von der Stelle, wo eben geschossen wurde, antwortete.

Die Russen spitzten die Ohren: was war das? Da ging irgend etwas nicht mit rechten Dingen zu. Ein Teil der Grenzwachen zog eilenden Schrittes nach Norden und als sie in die Ramutter Gegend kamen, fanden sie das ganze Dorffeld leer. Der Dorf war restlos verschwunden, der Anschlag der litauischen Banden glänzend geglückt.

Der alte Mendel und seine Frau und Sarah hörten das Schießen natürlich auch; und da ein so starkes Feuern doch etwas ganz ungewöhnliches war, zeigte Mendel Lust, aus seiner Hütte zu treten und zu sehen, was eigentlich da vorgehe. Seine Ester wollte ihn nicht gehen lassen: „Bleibe hier, Du wirst auch noch von einer Kugel getroffen, ich lasse Dich nicht fort!“ „Aber Ester, ich werde doch nicht gehen, wo sie schießen, ich werde in das Gehöft gehen, da trifft mich keine Kugel.“ „Gut,“ sagte Ester, „da werde ich mit Dir gehen, sonst halte ich es hier vor Angst nicht aus.“ Es bot sich den Alten ein wunderlicher Anblick. Emsig, wie die Bienen, fuhren die leeren Handschlitten, von Frauen und Kindern gezogen, auf die russische Seite und andere kehrten beladen zurück. Der Dorf wurde auf der anderen Seite des Gehölzes abgeworfen, um am nächsten Tage verteilt zu werden. Mendel schmunzelte: wenn sie doch immer alle so fleißig wären, wie heute.

Er durchschaute nun schon die ganze Situation und als er gerade in die Thür seiner Hütte trat, hörte er den letzten Schuß und das Hurrageschrei. Die Haustüre wurde geschlossen und Ester ging nach Sarah sehen.

Aber da fuhr ihr ein gewaltiger Schreck in die Glieder. Was war das? Die Bettstatt Sarahs war leer, von Sarah keine Spur. Das Haus wurde durchsucht, ebenso die nächste Umgebung der Hütte und das Wäldchen; aber alles Suchen blieb umsonst. Mendel, obwohl selbst stark beunruhigt, suchte seine jammernde Frau zu beschwichtigen, was ihm aber nicht gelang. Die beiden Alten gingen aber nicht zur Ruhe, sondern blieben in Kleidern sitzen, jeden Augenblick gewärtig, Sarah wiedereintreten zu sehen. Aber sie kam nicht.

Nun ging Mendel zum Gendarm Rannegießer und teilte ihm seine Sorge um Sarah mit. Dieser machte ein ganz bedenkliches Gesicht, zog sich rasch an und nun wurde überall nachgeforscht in Gräben, in Torflöchern und Gebüsch. Alle Leute wurden befragt, ob sie Sarah gesehen hätten, aber niemand wußte etwas von ihr. Rannegießer meldete den Vorfall dem Amtsvorsteher und dem Landrat. Es wurden große Streifen abgehalten und das Verschwinden Sarahs machte einen größeren Eindruck als die nächtliche Schießerei. Mendel teilte dem Rabbiner in Neustadt sein Unglück mit, der nun auch auf russischer Seite Nachforschungen anstellte. Aber alles half nichts, Sarah wurde nicht gefunden.

Im Pfarrhause

Als die beiden Alten das Mendelsche Haus verlassen hatten, blieb Sarah mit klopfendem Herzen zurück. Sie wußte, jetzt oder nie war die Stunde der Entscheidung gekommen. Eine zweite so günstige Gelegenheit zu ihrem Cyrill zu kommen, dürfte sobald nicht wiederkehren, wahrscheinlich niemals. Hier die Kindespflicht gegen die Eltern, dort der Zug ihres Herzens! Und der letztere siegte. Eile war geboten. Denn kehrten die Eltern zurück, ehe sie das Haus verlassen hatte, war jede Möglichkeit zu entfliehen ausgeschlossen. Sie raffte zusammen, was sie von Leibwäsche und sonstigen unentbehrlichen Toilettegegenständen besaß, tat alles in einen großen Kissenbezug, warf diesen über den Rücken und eilte in die Nacht hinaus. Sie konnte aber nicht den direkten Weg nach Bowers über das Torfmoor einschlagen, weil ihre Fußtapfen sie verraten hätten, sondern mußte die menschenleere Dorfstraße bis zur Grenze benutzen. Dann ging es rechtsab und bald stand sie an der Kirche und Pfarrhaus umschließenden Mauer. Da löste sich auch schon aus dem Schatten eine männliche Gestalt. „Sarah“ — „Cyrill“ war alles, was gesprochen wurde. Nun rasch durch die Pforte getreten, die sich hinter ihnen schloß, in das Wohnhaus hinein, und im wohl durchwärmten Wohnzimmer des Pfarrers sank Sarah

ermattet vom raschen Gange, dem Tragen des schweren Bündels und von der geistigen Aufregung in einen weiten Sorgenstuhl. Eine Ohnmacht drohte sie zu überfallen, Cyrill entsann sich, daß bei seinem Wegzuge von Wilna ein freundlicher Amtsbruder ihm einige Flaschen guten alten Ungarweines mitgegeben hatte, mit den Worten: „Dieser Wein ist besser als alle Medizin.“ Er eilte mit einer Flasche herbei und füllte Sarah ein Glas des feurigen Weines ein. Sichtlich erholt hatte Sarah nur einen Wunsch, zu schlafen. Cyrill führte sie die Treppe hinauf in das zu Sarahs Wohnung bestimmte Giebelstübchen und ließ dann die Ermattete, die jetzt keiner Hilfe mehr bedurfte, allein. Ein wohlthuender Schlaf nahm Sarah bald umfassen.

Spät am nächsten Morgen erwachte sie und sah sich verwundert in ihrer neuen Häuslichkeit um. Es war ein mittelgroßes Zimmer, sehr einfach eingerichtet, aber sauber gehalten. Außer dem Bett befanden sich nur ein kleiner Tisch, zwei Stühle, eine Kommode, ein Kleiderschrank, und ein Waschtisch darin. An den Wänden hing ein Spiegel und ein Bild der Mutter Gottes. Das Fenster war mit einem dichten schwarzen Tuch verhängt. Kaum hatte Sarah ihre Morgentoilette beendet, erschien die stark schwerhörige Haushälterin und brachte ein Glas heißen Tee mit dazu gehörigem Gebäck. Dann verschwand sie und nach einiger Zeit wurde wieder geklopft. Ihr Cyrill erschien und nötigte sie nach unten in sein Wohnzimmer. Nun gab es ein lebhaftes Erzählen über die Vorgänge am letzten Abend und der Pfarrer berichtete ihr Näheres über seine Vorgeschichte. Er erwähnte, daß er aus dem Zusammenbruch seines elterlichen Besitzes zwei Kisten mit Andenken an seine Kindheit, darunter Schulbücher und einige andere wissenschaftliche Werke, gerettet habe, dazu eine Chronik seiner Familie und einige wenige Schmuckstücke seiner Mutter. Sarah war nun wieder ganz munter schon im Hinblick auf die wissenschaftliche Ausbeute, die ihr aus der Lektüre der Bücher erwachsen würde und Cyrill legte ihr dar, daß er sie zunächst bekannt machen wolle mit der Leidensgeschichte seines Herrn Jesus Christus, den Lehren der katholischen Kirche und später ihr hauptsächlich aus Geschichte, Geographie und der französischen Sprachkunde Vorträge halten würde. So saßen sie noch einige Zeit nach dem Mittagessen zusammen, dann mußte sich Sarah auf Cyrills Bitte wieder in ihr Stübchen verfügen, da sie von keinem Fremden gesehen werden sollte. Der Haushälterin hatte der Geistliche strenges Stillschweigen über alle Vorgänge im Pfarrhaus eindringlich befohlen.

Wohl schweiften Sarahs Gedanken häufig zurück in das Elternhaus, aber nun, da sie bei dem geliebten Manne war und mit Auspacken und Ordnen ihrer mitgebrachten Sachen beschäftigt war, gelang es ihr eher, die trüben Gedanken zu unterdrücken.

Sarah war eine gelehrige Schülerin und Cyrill erwieß sich als ein vorzüglicher Lehrer. Alles, was der Geistliche ihr vortrug, war ihr interessant und sie faßte es mit regem Eifer auf. Besonders die Erzählungen aus der Familiengeschichte der Girdmogus, von denen Cyrill abstammte, und die vom Großfürsten Gedimin abstammten, erweckten Sarahs Interesse. „So bist Du also eigentlich ein Fürst?“ fragte sie ihn. Er lächelte: „Als die Russen die Rebellion niederschlugen wurde meinen Eltern nicht nur Hab und Gut genommen, sondern sie wurden auch aller Titel und Würden verlustig erklärt. Also mit dem Fürstentitel war es vorbei.“

Außer der Familiengeschichte waren es besonders die ausgewählten Kapitel aus der biblischen Geschichte, die Sarah fesselten. Scham und Entrüstung stiegen in ihr auf, wenn sie von der Verfolgungssucht und der Bosheit ihrer früheren Landsleute, der Hohenpriester und Schriftgelehrten hörte. Dagegen glühte ihr Herz voll Begeisterung und Freude, wenn ihr Cyrill von der edlen Gestalt Jesu Christi, seinem fleckenlosen Leben, seiner Weisheit und seinen Lehren erzählte.

„Cyrill“, sagte sie eines Abends, zutraulich zu dem geliebten Manne ausblickend, „ich habe mich jetzt entschlossen, ich will nicht mehr Jüdin bleiben, sondern Christin werden!“

„Du liebes, gutes Mädchen,“ sagte Cyrill, Sarah sanft an sich ziehend, „nie hätte ich es unternommen, Dich zu diesem Schritte zu überreden oder gar zu zwingen. Nun, da Du aber von selbst zu diesem Entschluß gelangt bist, erfüllt es mich mit umso größerer Freude. Nur mußt Du Dich noch etwas gedulden; ich habe Dich bisher nur von der christlichen Lehre im allgemeinen in Kenntniss gesetzt; es fehlt noch, daß ich Dir die Lehren der katholischen Kirche des näheren auseinandersetze und erkläre: die heiligen Sakramente, Einzelheiten aus dem Leben der Heiligen und der alten Kirchenväter und die Einrichtung des Gottesdienstes.“

Das geschah dann auch in den nächsten Wochen. Als Cyrill vom Zölibat zu sprechen anfing, wurde Sarah unruhig: „Liebster, das verstehe ich nicht, weshalb Ihr katholischen Geistlichen nicht heiraten dürft, was doch den evangelischen und griechisch-katholischen Pfarrern freisteht. Mich dünkt das eine grausame Härte. Wozu dieses?“ „In der ältesten Zeit,“ erwiderte Cyrill, „bestand auch bei uns das Eheverbot für die Geistlichen nicht, das wurde erst Jahrhunderte nach Christi Tod beschlossen, weil die alten geistlichen Würdeträger glaubten, durch das Eheleben würden die Geistlichen zusehr von ihrem gottesdienstlichen Berufe abgelenkt werden.“ „Das scheint mir nicht richtig. Für die Mönche lasse ich es gelten, aber doch nicht für die freie Geistlichkeit!“ Cyrill fühlte sich unbehaglich bei diesem Einwande Sarahs und vermochte ihr nichts Stichhaltiges dagegen zu erwidern.

„Und wenn ein katholischer Pfarrer das trotzdem täte, was würde mit ihm geschehen?“

„Er würde mit dem schwersten Kirchenbann belegt werden, d. h. kein gläubiger Katholik dürfte mehr mit ihm irgendeinen Umgang pflegen. Er wäre also aus der Gemeinschaft der allein seligmachenden Kirche ausgestoßen.“

Ein bitterer Stachel blieb in Sarahs Brust zurück.

Es vergingen so eine lange Reihe ziemlich gleichförmiger aber glücklicher Tage. Gegen Abend führte sie Cyrill, wenn es dunkel wurde, auf dem Kirchenplatz spazieren; dann nach dem Abendbrot begannen die schönsten Stunden der Belehrung und des Unterrichtes.

Die Nachforschungen nach Sarah wurden von Mendel, von Kannegießer und den Neustädter Juden fortgesetzt, jedoch auch ohne Erfolg.

Auch im Pfarrhose erschien Mendel eines Tages. Cyrill war gerade in der Kirche bei einer gottesdienstlichen Handlung beschäftigt und die Haushälterin konnte Mendel nur sagen, daß sie von nichts wüßte. Sie hätte Sarah, seitdem diese die Taschent- und Handtücher, die zum Verbinden ihrer Wunde gebraucht worden waren, zurückgebracht hatte, nicht gesehen. Seufzend ging Mendel davon.

Bei aller Vorsicht ließ sich doch nicht vermeiden, daß sich allmählich das Gerücht verbreitete, im Pfarrhause wäre eine weibliche Person verborgen. Und schließlich drang dieses Gerücht auch zu dem Herrn Klebon, dem direkten Vorgesetzten Cyrills.

Dieser und Sarah hatten gerade in den letzten Tagen viel darüber nachgedacht, was mit ihnen nun weiter geschehen sollte. Die einzige Möglichkeit zu ihrer Vereinigung schien darin zu liegen, daß beide sich auf den Weg machten, ins Ausland zu entfliehen. Aber Cyrill bereitete dieser Gedanke die größten Gewissensbisse. Er stand hier auf einsamen Posten, wie ein Soldat auf der Feldwacht, und diesen heimlich zu verlassen, verbot ihm nicht nur seine Religion, sondern auch sein eigenes Gewissen. Bald fing er an, den Gedanken für ausführbar zu halten, bald erklärte er wieder Sarah tränenden Auges, er könne sich doch nicht dazu entschließen. Da wurde ihm eines Tages ein Wagen gemeldet und ihm entstieg der ehrwürdige Herr Klebon. Dieser, ein großer wohlbeleibter Herr mit rundlichem Angesicht und freundlich blinkenden Augen, der einen guten Tropfen nicht verschmähte, zog aus der Tasche seines Rockes zunächst eine Flasche Arrak hervor. „Ich weiß, Bruder, daß Du nichts Trinkbares zu Hause hast und habe mir deshalb mein Getränk mitgebracht.“ Heißes Wasser war schnell besorgt. Nun saßen die beiden Männer gemächlich am Tisch und tranken ihren Grog, den Klebon fast halb Arrak und halb Wasser nahm. Die

Leute sagten, daß er Arrak vorziehe, weil dann nicht zu sehen wäre, wieviel im Glase enthalten ist. Nach kurzem Gespräch über geschäftliche Dinge, fing Klebon beim zweiten Glase an: „Lieber Bruder, mir sind wunderbare Gerüchte zugetragen, als ob hier im Pfarrhause ein weibliches Wesen versteckt sei. Ich will das nicht glauben. Ich kenne Dich als moralischen, ehrenwerten Mann; aber ich frage Dich als alter Freund, der über Deine Lebensweise zu wachen hat, ob daran etwas Wahres ist.“ Cyrill wurde hochrot im Gesicht. „Ja, es ist etwas Wahres daran“ antwortete er. Klebon rückte vom Tische zurück und sah den jungen Geistlichen streng an. „Ich verlange von Dir, daß Du mir die volle Wahrheit sagst, wer die Person ist und was Du vorhast.“

„Es ist eine junge Jüdin, die sich hierher geflüchtet hat. Sie will zum katholischen Glauben übertreten und ich bereite sie dazu vor.“

„Das ist an und für sich ja ein löbliches Werk, aber du mußt wissen, daß es einem katholischen Geistlichen verboten ist, weibliche Wesen, besonders jüngeren Alters, in das Pfarrhaus aufzunehmen. Nun sage mir noch den Namen des Mädchens.“ Als er hörte, es sei Sarah Mendel, sprang Klebon auf, daß er beinahe sein Glas umgeworfen hätte. „Die Verschwundene, die hältst Du hier im Pfarrhause verborgen!? Das ist ja unerhört! Sie darf keinen Tag länger hier bleiben. Du hättest sie sofort zu den Eltern zurückschicken müssen.“ Seine Stimme klang rau und hart. „Ich kann nicht, ich kann nicht“ erwiderte Cyrill.

„Du mußt“ erwiderte der alte Geistliche, „hier gibt es kein Nichtkönnen.“

Cyrill bot ein Bild der Verzweiflung. Er wandte sich zu seinem alten Amtsbruder und flüsterte diesem etwas ins Ohr. Das Wort hatte eine gewaltige Wirkung. Klebon sprang auf, steckte die Hände unter die Schöße seines langen Rockes und rannte wie ein Tiger im Käfig mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. „Auch das noch, auch das noch“ stieß er heraus. Endlich stehen bleibend, sagte er zu Cyrill, der die Arme auf den Tisch gelegt hatte und das Gesicht darin barg: „Ich darf nicht dulden, daß solch ein Ereignis sich im Pfarrhause hier zuträgt. Sarah muß nun erst recht von hier fort, wenn sie in diesem Zustande nicht in ihr Vaterhaus zurückkehren will oder kann, so verstehe ich das, dann bleibt nur übrig, daß Du in Deiner Gemeinde einen Mann für sie aussuchst, der sie heiraten kann und von hier fortnimmt. Du sagtest, Sarah sei ein verständnisvolles und einsichtsvolles Mädchen, dann wird sie selbst keine Schwierigkeiten meinem Plan entgegensetzen. Sie wohnt oben, dann will ich selbst heraufsteigen und mit ihr ein vernünftiges Wort reden.“

Er hat laut und streng gesprochen, riß die Stubentür auf und prallte erschreckt zurück, unwillkürlich sich bekreuzigend. „Jesus, Maria und Joseph,“ murmelte er, „alle guten Geister loben hoch den Herrn“. Vor ihm stand, vom Licht der Hängelampe voll beschienen, Sarah in ihrer sinnbetörenden Schönheit. Mit lauter wohlklingender Stimme sprach sie: „Habt keine Bange, ehrwürdiger Herr, ich war unwillkürlich Zeuge Eures Gesprächs und hörte, was Ihr zu meinem Cyrill gesagt habt und antworte Euch: Ich will auf alle Eure Forderungen eingehen. Bin ich doch heimatlos, sowie ich das Haus verlasse, und Cyrill wird mir den Mann aussuchen, bei dem ich wohlgeborgen bin.“ Der alte Pfarrer war wie umgewandelt. Er atmete schwer. „Sarah,“ sagte er, „ich danke Dir für Deine Worte. Tritt näher, wir wollen gleich noch heute über Deine Zukunft sprechen.“ Aber Sarah war nicht imstande, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Sie war sichtlich erschöpft und sagte: „Laßt mich gehen. Ihr beide werdet für mich sorgen, wie es am besten ist.“ Langsamem Schrittes verließ sie das Zimmer, von Klebon bis zur Tür begleitet, während Cyrill ganz gebrochen am Tische sitzen blieb.

„Fürwahr, ein tapferes, hochherziges Mädchen,“ sagte der alte Priester. „Deine Sünde, Cyrill, erscheint mir jetzt in viel milderem Lichte.“

Er wollte mit Cyrill noch weiter verhandeln, merkte jedoch bald, daß auch dieser nicht in der Lage war, seine Gedanken zu sammeln und nachzudenken. Er hatte Verständnis dafür, in welchem Gemüthszustande sich die beiden befinden mußten.

„Gut,“ sagte er daher, „ich will meinen Wagen anspannen lassen und werde nach Hause fahren. Ich erwarte Dich aber in den nächsten Tagen, sobald Du und Sarah einen Plan gefaßt habt, bei mir zur Besprechung aller Einzelheiten. Ich bin bereit, Sarah zu taufen und sie ihrem zukünftigen Manne zuzuführen.“

Das sagte Cyrill zu und der alte Pfarrer fuhr nach Hause. Cyrill zerbrach sich in den nächsten Tagen den Kopf, wen er Sarah zum Manne bestimmen könne und schließlich war es nur ein Einziger, der für ihn in Betracht kam, ein Witwer von etwa 40 Jahren, von dem Cyrill wußte, daß er sich wieder verhehelichen wollte: Jons Jagomast in Bovern, ein ordentlicher, fleißiger Mann und in ziemlich gutem Vermögensstande. Sarah sagte ganz apathisch zu allem Ja und Amen, und so fuhr denn Cyrill an einem der nächsten Tage nach Schwegsten. Klebon war mit dem Plane zufrieden, nur mußte Jagomasts Einverständnis zunächst eingeholt werden.

„Ostern kommt Jagomast sicher zur Kirche, solange müssen wir damit schon warten, ehrwürdiger Bruder, und wenn er, was ich nicht bezweifle, einverstanden ist, können wir vielleicht Taufe und Hochzeit acht Tage nach Ostern ansetzen.“

„Mir recht,“ sagte Klebon, „ich fürchte nunmehr auch nicht, daß Ihr bis dahin weitere Dummheiten anrichten werdet.“

Und so verlief die Angelegenheit programmäßig; als Jagomast die für ihn auserwählte Zukünftige im Wohnzimmer Cyrills zum ersten Male erblickte, mußte er vor Erstaunen und Freude sich nicht zu lassen, fiel vor ihr auf die Knie und küßte den Saum ihres Kleides. „Ist es möglich,“ brachte er hervor, „soll dies feine Fräulein die Frau des armen Bauern Jagomast werden?“ Und als Cyrill ihm eine heimliche Mitteilung machte, sagte er nur: „Aber das macht ja nichts, wenn sie nur mich zum Ehemann haben will.“

Mit gemischten Gefühlen sah Sarah auf ihren Zukünftigen. Er besaß ein gutmütiges, allerdings ausdrucksloses Gesicht mit freundlichen blaugrauen Augen, hatte aber nichts, was sie zurückgestoßen hätte. Die weiteren Geschehnisse wickelten sich ab, wie zwischen den beiden Geistlichen abgemacht war. Die Trennung zwischen Sarah und Cyrill war herzerbrechend. Aber tapfer fügten sie sich in das nunmehr Unvermeidliche. Der Wagen rollte nunmehr Sarahs neuem Wohnorte entgegen.

Im Bauernhause

Für Sarah begann eine arbeitsreiche Zeit. Von morgens früh bis abends spät arbeitete sie in ihrem neuen Wirkungskreis unermüdet, weil sie fühlte, daß nur unausgesetzte Tätigkeit ihr die trüben Gedanken wenigstens bei Tage vertrieb. Während im Pfarrhause der Gedanke an das Elternhaus und den Schmerz, den sie Vater und Mutter bereitet hatte, von Woche zu Woche, ja von Tag zu Tag mehr verblasste, stieg jetzt in der Einsamkeit des bäuerlichen Hauses der Gedanke an das Elternhaus und die Heimat mehr und mehr hervor. Nächstelang wollten ihre Tränen nicht versiegen. Ueber ihren Ehemann hatte sie sich aber nicht zu beklagen. Er war ein stiller, zufriedener und folgsamer Mann, der sie nie mit Zudringlichkeiten belästigte, zufrieden war, wenn er ihr die Hand streicheln und küssen durfte und Genüge daran fand, wenn er von Ferne sein schönes Weib anstaunen und bei ihrem Wirken in Haus, Hof und Feld bewundern konnte. Und die Selbsttätigkeit machte Sarah wirkliches Vergnügen; der Hausstand war nur klein. Sarah hatte nur für ein ältliches Dienstmädchen, für einen alten Knecht und einen Hütejungen zu sorgen, die Sarah aufs Wort gehorchten. Der Monat Juli war herangekommen. Da begab sich eines Tages ein für Sarah unheilvolles Ereignis. Der alte Mendel kam auf den Hof gefahren. Sarah war im Hause, Jagomast auf dem Felde beschäftigt. Ein tödlicher Schrecken besiel Sarah, als sie den Vater erblickte. Als dieser in der Stube erschien, wollte Sarah auf die Knie fallen und seine Hand ergreifen und küssen. Aber Mendel trat von ihr zurück.

„Muß ich Dich so widersehen, Du Verworfenen; nie im Leben hätten Deine Mutter und ich Dir solche Schlechtigkeit zugetraut. Zucht und Sitte hast Du vergessen, und was das Schlimmste ist, dem Glauben unserer Väter bist Du untreu geworden! Jehovas Zorn wird Dich dafür treffen und die Thür des Elternhauses bleibt Dir für immer verschlossen. Als Verstoßene irre Du durchs Leben. Ich erkenne Dich nicht mehr als Tochter an.“

Vergebens versuchte Sarah Worte der Entgegnung und flehentliche Bitte an den erzürnten Vater zu richten, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Die Hand und Faust schüttelnd ging der Alte zu seinem Wagen und rollte im Augenblick auf der Landstraße von dannen. Jagomast aber fand, als er heimkehrte, sein Weib ohnmächtig auf der Erde liegen.

Zwei oder drei Tage später gab Sarah einem Mädchen das Leben, oder vielmehr nicht das Leben, denn das Kind war sichtlich zu früh auf die Welt gekommen, sehr schwächlich, verweigerte jede Nahrung und starb nach wenigen Tagen an Entkräftung.

Die seelische Erregung und die körperliche Anstrengung hatten Sarahs sonst so widerstandsfähige Natur arg mitgenommen. Zwei Wochen lag sie schwerkrank zu Bett und erholte sich auch dann nur langsam. Ihre Gedanken konnten sich nun von der Heimat schwer losreißen, nun ihr die Ablenkung; die Arbeit fehlte. Immer stand ihr der erzürnte Vater, an dem sie von jeher mit zärtlicher Liebe gegangen hatte, vor Augen.

Sechstes Kapitel

Folgen der nächtlichen Schießerei am Lokaltermin in Rußland

Der Oberstleutnant Paszkewicz wütete, als ihm am nächsten Morgen Meldung von der nächtlichen Schießerei und dem Entwenden des Dorfes Meldung gemacht wurde. Schwere Arreststrafen hagelten nur so auf alle Grenzsoldaten, die in der bewußten Nacht ihren Posten verlassen hatten. In bitteren Worten beschwerte sich der Oberstleutnant bei dem Gouverneur in Kowno und bei dem Preussischen Grenzkommissar, dem Landrat von Linker, über die ungeheuerliche Grenzverletzung. Der Landrat mußte notgedrungen der Sache nähertreten und beauftragte den Gendarmen Kannegießer mit der Untersuchung des Vorfalles und Bericht darüber. Kannegießer sah die ganze Affäre nicht mit so strengen

Blicken an, wie der Russe. Er eilte selbst zum Landrat und schilderte diesem, daß die Männer der beiden Dörfer Kamutten und Metterquetten fast sämtlich in der bewußten Nacht sich am Schießen beteiligt hätten, während bei der Fortführung des Dorfes nur Frauen und Kinder tätig gewesen waren. Die ganze Sache wäre mehr eine Komödie, als eine ernstliche Gesetzesübertretung. Einzelne Personen könne er als Täter nicht schuldig machen, es wären eben alle Einwohner beider Dörfer beteiligt gewesen. Der Landrat gab ihm im Innern recht, erteilte aber doch proforma dem Wachtmeister einen Rüssel, weil er von der Sache schon vorher gewußt hatte und sie hätte unterdrücken müssen und wenn er auch mit Kannegießer darin übereinstimmte, daß ein schlimmer Verstoß gegen die Paragraphen des Strafgesetzbuches nicht vorläge, so wäre doch mindestens der Paragraph vom groben Unfug und vom ruhestörenden Lärmen in der Nacht anzuwenden. Daher wurden der Gastwirt Lorenscheid und die beiden Ortsvorsteher in je drei Mark Strafe genommen. Von diesem Urteil wurde dem russischen Gouverneur Mitteilung gemacht und gelangte auch zur Kenntnis des Oberstleutnants. Dieser geriet wieder in gewaltige Wut. Er betrachtete das Urteil des Grenzkommissars als Hohn und wandte sich beschwerdeführend an das Ministerium in Petersburg. Auch dieses faßte die Sache sehr ernst auf und beauftragte den russischen Gesandten in Berlin beim Auswärtigen Amt, d. h. bei Bismarck, ernste Beschwerde wegen der Grenzüberschreitung und dem Versagen der preussischen Behörden zu führen. Bismarck paßte der ganze Vorfall sehr wenig in sein Bestreben, Rußland auf die Seite Deutschlands zu ziehen. Ein ungnädiges Schreiben erging an den Landrat von Linfer mit dem Befehl, sofort eine förmliche gerichtliche Untersuchung in die Wege zu leiten und vom Geschehenen dem Auswärtigen Amt Kenntnis zu geben. Die russische Regierung gab sich zunächst mit dieser Beschwerde zufrieden. Aber wenn die Russen geglaubt hatten, nun bald von drakonischen Strafmaßnahmen zu hören, irrten sie sich. Die deutsche Justiz arbeitet korrekt aber langsam. Es wurden eine Unmasse Zeugen von dem beauftragten Untersuchungsrichter in Hendekrug vernommen und dabei stellte es sich heraus, daß über die Landeszugehörigkeit des fraglichen Dorfmoores Zweifel bestanden. Die preussischen Bauern bekundeten, daß das Dorfmoor ursprünglich zu Preußen gehört hätte und widerrechtlich von den Russen in Beschlag genommen sei. Ueber die Zugehörigkeit des Moores wurden verschiedene russische Bauern vernommen, die auf Vorladung nach Hendekrug gekommen waren, aber nichts über die Eigentumsverhältnisse des Dorfmoores auszusagen wußten. Einer, der darüber sollte Auskunft geben können, wäre der Dorfälteste Jagomast in Bowern. Aber dieser erschien auf mehrfache Vorladungen nicht in Hendekrug. Und so setzte der Untersuchungsrichter kurzerhand zur

Klärung der wichtigen Frage einen Termin in Neustadt an, in der Erwartung, daß Jagomast zu diesem Termin eher erscheinen würde, als wenn er nach Preußen reisen sollte.

Eines Abends, es war Anfang September geworden, saßen im Gasthause Schorlies in Heydekrug mehrere Herren gemütlich beisammen, darunter der Untersuchungsrichter und der Heydekruger Arzt; der Erstere erklärte, früh nach Hause gehen zu müssen, weil er am nächsten Morgen früh zu einem Lokaltermin nach Neustadt fahren müsse. „Das trifft sich prachtvoll,“ sagte der Doktor, „auch ich soll morgen nach Neustadt zu der erkrankten Frau des Oberstleutnants Paßkewitz, da können wir ja zusammen fahren.“

Und so geschah es.

Neustadt ist von Heydekrug zwölf Kilometer entfernt und mit diesem durch eine Chaussee verbunden, von der zehn Kilometer auf preussischer Seite und 2,2 Kilometer auf russischer Seite liegen. Die preussische Linie ist in tadellosem Zustande, wogegen die russische Strecke, besonders in der Dunkelheit nicht ohne Gefahr zu passieren ist. Vor einigen Jahren machten die Russen Anstrengung, die Strecke neu zu chausseieren; es wurden auch größere Mengen Steine angefahren und auch zum Teil zerkleinert, und nun sollte die Chaussee geschüttet werden. Die Russen besaßen aber keine Walze und wollten sich eine solche vom Kreise Heydekrug leihen. Vorsichtigerweise verlangte dieser eine Kaution von mehreren tausend Mark. Diese zu zahlen, lehnte die russische Regierung ab und so bestand die ganze Chausseierung darin, daß in die tiefsten Löcher des Weges kleingeschlagene Steine geschüttet wurden, deren Festfahren man den Privatfuhrwerken überließ. Baumpflanzen längst dem Wege und Chausseeegräben ziehen ist in Rußland nicht Mode, dafür aber wurde die Chaussee an mehreren Stellen benutzt zum Ablagern größerer Posten von Baumstämmen, die manchmal bis zur halben Chausseebahn sich ausdehnten. Neustadt selbst ist ein Städtchen von 3—4000 Einwohner, fast ausschließlich jüdischen Glaubens, die in ärmlichen, windschiefen, schindelgedeckten Hütten wohnen, welche einen viereckigen großen Marktplatz umsäumen. In der Mitte dieses Platzes steht eine Doppelreihe einfacher Verkaufsbuden, die den stolzen Namen Bazar tragen.

Ungefähr um 9 Uhr vormittags langten die beiden Heydekruger Herren mit einem Gerichtsschreiber in Neustadt an und kehrten bei dem besten Gasthause, dem des Hirschhag, an, einem einstöckigen Gebäude, wie alle anderen, nur nicht ganz so baufällig. Der Bauer Jagomast war noch nicht anwesend, daher blieben die Gerichtspersonen wartend in dem Gasthause, während der Arzt zu Fuß zu dem nicht weit entfernten Hause des Oberstleutnants sich begab. Es war längere Zeit

troffene Bitterung gewesen, daher das Gehen auf der Straße möglich; im Frühjahr und Herbst allerdings riskierte man, bis zur halben Wade in den Straßenschlamm einzusinken. Einmal wollten die Neustädter anfangen, eine Straße zu pflastern. Sie waren sehr erstaunt, als sie in der Tiefe von etwa einem Meter auf ein noch ganz gutes uraltes Steinpflaster stießen. Schnell füllten sie das entstandene Loch wieder mit Erde zu und stellten die weiteren Arbeiten ein.

Der Arzt war im Hause des Oberstleutnants Paßkewitz kein Neuling, er hatte die Ehefrau, eine schwächliche blasse Dame, schon mehrmals in Behandlung gehabt. Er konnte nach der Untersuchung dem Oberstleutnant mitteilen, daß die Krankheit seiner Frau nicht gefährlich und die Beschwerden nur nervöser Natur wären. Er wurde von Paßkewitz zu einem inzwischen aufgetragenen Imbiß, einer sogenannten Sakuska geladen. Die Tafel war reich gedeckt: Schinken, Lachs, garnierter Fisch, Butter, Käse zc., sowie zwei volle Rotweinflaschen luden zum Zugreifen ein. Als sich die Herren setzten, erkundigte sich Paßkewitz, wie der Doktor zu ihm gekommen sei, er hätte doch keinen Wagen vorfahren gehört. Der Arzt erzählte ihm, daß er mit einem Richter nebst Schreiber hergekommen sei, der im Gasthause Hirschkaß einen Bauer zu Vernehmung bestellt hätte, der jedoch einstweilen noch nicht erschienen sei. Der Oberstleutnant stuzte: „Der preussische Richter will hier einen russischen Untertan vernehmen und ladet ihn vor? Das ist doch verwunderlich, was würden die Deutschen sagen, wenn ein russischer Richter oder Staatsanwalt so handeln möchte?“ „Ja, es hat diesmal einen besonderen Grund,“ erwiderte der Doktor, „es handelt sich um die Vernehmung eines Bauern, der schon zweimal nach Hendebrugg vorgeladen, aber nicht erschienen war. Der Untersuchungsrichter legt Wert darauf, den Mann zu verhören, um die Akten wegen der nächtlichen Schießerei abschließen zu können.“

Da wurde der Oberstleutnant mit einem Male aufmerksam und interessiert: „Wie, es handelt sich um diese schon fast verjährte Grenzüberschreitung? Da will ich doch sofort einen Boten in das Hirschkaßsche Gasthaus schicken und den Herrn Richter zum Frühstück einladen; ich will ihm behilflich sein, den Bauern hier zu vernehmen. Ich stehe dafür ein, daß er in kurzer Zeit anwesend sein wird.“ Nach kurzer Zeit erschien der Untersuchungsrichter. Er erklärte, Jagomast aus Bownern sei noch nicht erschienen und werde jetzt auch schwerlich kommen.

„Da auch mir daran liegt, daß diese fatale Geschichte endlich erledigt wird, werde ich dafür sorgen, daß Jagomast ungesäumt erscheint.“ Er winkte der Ordonnanz: „Rufe den Unteroffizier Antonow, er soll sofort zu mir kommen!“

Dieser erscheint. Ein geschmeidiger, jugendlicher Mann, mit hübschen Gesichtszügen, dunklen blitzenden Augen und einem feck nach oben gebogenen schwarzen Schnurrbartchen.

„Antonow, Du wirst sofort Dein Pferd satteln und hinüberreiten nach Bovern. Kennst Du das Dorf?“ „Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!“ „Frage nach dem Dorfsältesten Jagomast. Dieser hat eine Vorladung zu einem Termin in Neustadt erhalten, ist aber nicht erschienen. Ich lasse dem Bauern befehlen, unverzüglich mit Dir mitzukommen. Du bringst ihn im Guten oder mit Gewalt hierher, nimm auf alle Fälle einen Strick mit, um ihn evtl. an den Steigbügel zu binden und nimm auch für alle Fälle einen Soldaten zur Hilfeleistung mit.“

„Der Bauer wird in eineinhalb bis zwei Stunden hier sein!“ antwortete Antonow, machte Honneur und ging hinaus.

„Sie haben gehört, Herr Untersuchungsrichter, welchen Auftrag ich dem Unteroffizier gab und bitte Sie, solange noch hierzubleiben, bis Antonow zurückkehrt.“ Darauf ging der Richter ein. „Nun wollen wir zunächst einen Bortrunck machen,“ begann Paszkewicz hierauf, ergriff die eine Rotweinflasche, schenkte ein dastehendes Wasserglas zur Hälfte mit einer rötlichgelben Flüssigkeit voll. Was ist das?“ fragte der Doktor, der das Getränk zunächst für Bortwein oder Cherry hielt. „Das ist echter französischer Kognak,“ belehrte ihn der Oberstleutnant, „er liegt schon mehrere Jahre in meinem Keller. Ich trinke alle Tage vor dem Mittagessen ein halbes Glas davon.“

„Um des Himmels Willen,“ unterbrach ihn der Doktor, „damit untergraben Sie ja Ihre Gesundheit!“ „Das glaube ich nicht,“ erwiderte Paszkewicz, „für die deutschen Herren wäre allerdings ein solches Maß nicht zuträglich, eine Russenkehle ist dagegen abgehärtet und ich spüre keinerlei Beschwerden. Ich werde aber mit Rücksicht darauf den Herren nur ein Schnapsgläschen voll eingießen.“ Der Oberstleutnant trank ein halbes Wasserglas Kognak herunter ohne abzusetzen, die Deutschen nur ein kleines Schnapsgläschen auf baldige Genesung der Frau Oberstleutnant.

Nun drehte sich das Gespräch um verschiedene Themata, hauptsächlich militärischer Natur, um die russische und deutsche Armee, wie Deutschland den Sieg von 1870/71 nur Rußland zu verdanken hätte. Die russische Armee hätte damals, ohne großen Widerstand zu finden, quer durch ganz Deutschland einrücken und Frankreich so den Sieg erschaffen können; dabei kam auch zur Sprache, daß der Untersuchungsrichter bei den litauischen Dragonern in Tilsit gedient hätte. Er sei auch heute noch Reserveoffizier dieses Regiments. „Wir lobten zwar die Leistungen der russischen Armee, meinten aber doch, daß

Rußland, was Ausrüstung und Bewaffnung anbeträfe, weit hinter Deutschland zurückstehe.“

Durch diese und ähnliche Gespräche geriet der Oberstleutnant in Eifer. Er hatte die zweite Rotweinflasche entkorkt und goß daraus eine wasserklare Flüssigkeit für sich in ein Portweinglas, für die Deutschen wieder in ein Schnapsgläschen. Es war reiner guter Wodka. Er wollte den Ausländern beweisen, daß er im Trinken vielmehr leisten könne, als diese. Das Einschenken und Austrinken wiederholte sich mehrmals, wobei die Deutschen den Trick gebrauchten, das Glas nicht völlig auszutrinken, sondern nur zu nippen und den Rest unter den Tisch zu gießen, was der Oberstleutnant in seinem Eifer nicht bemerkte. Allmählich wurde es aber dem Arzt und dem Richter doch zu viel, sie brachten die Rede auf die Leistungen der Grenzkosaken und zweifelten an, daß diese ebenso gute Reiter wären, wie die richtigen Donkosaken. Der Oberstleutnant, bei dem die Wirkung des Alkohols bereits deutlich in Erscheinung trat, stand auf. „Ich will den Herren beweisen, daß meine Soldaten, was Gewandtheit im Reiten anbetrifft, durchaus nicht hinter den anderen russischen Kosaken zurückstehen. Wenn es den Herren beliebt, treten wir hinaus und ich werde meine Soldaten den Herren vorführen.“

Die preußischen Herren waren sehr einverstanden damit, von dem Trinkgelage fort und an die frische Luft zu kommen.

Etwas 200 Schritte von dem Wohnhause des Kommandeurs entfernt, erhob sich ein ziemlich hoher Hügel, der steil nach dem Haupte zu abfiel und auf dessen Spitze die Stallungen und Wohnräume der Kosaken lagen.

Auf Befehl des Oberstleutnant trat die gesamte Mannschaft auf dem Hügel an und begann nun die bekannten Reiterspiele, wie sie an dem Offizier in voller Karriere vorbeijagten, ohne Sattel, nur auf der Decke, bald seitwärts am Pferde, bald fast am Bauche des Pferdes hängend; wie sie im Galopp auf das Pferd aussprangen; wie sie in Papier gewickelte Kupfermünzen im Galopp reitend von der Erde aufnahmen — das hätte alles einer Zirkustruppe Ehre gemacht. Nun kam noch das Hauptkunststück: er ließ die Kosaken einzeln den steilen Berg in vollem Galopp herunterreiten, daß man dachte, sie müßten Hals und Bein dabei brechen, doch ging alles ohne Unfall ab. Jetzt forderte er den Untersuchungsrichter als früheren Tilsiter Dragoner auf, dies Reiterkunststück nachzumachen. Der weigerte sich aber entschieden, er hätte schon jahrelang kein Pferd mehr bestiegen, wäre ganz aus der Übung und müßte an Frau und Kinder denken.

„So“, sagte Paßkewitz, „dann werde ich Ihnen vormachen, daß ich als älterer Mann ebenso wie meine jungen Soldaten diesen Berg

hinuntergaloppierte. Er ließ sich ein Pferd satteln, ritt hinauf und kam trotzdem er schon anscheinend etwas macklig auf den Beinen war, glücklich ebenso wie seine Leute auf der ebenen Erde an. Die beiden Deutschen spendeten ihm ehrlichen Beifall. Nun ging es wieder in die Stube. Der Oberstleutnant belohnte sich für seine Anstrengung mit einem Weinglas Wodka, dem noch mehrere folgten. Die Situation wurde zeitweilig wieder ungemütlich, aber es waren jetzt anderthalb Stunden vergangen, seit Antonow die Kaserne verlassen hatte, und pünktlich kam er an, den Bauer Jagomast am Arme mit dem Stricke führend.

„Hast Deine Sache brav gemacht, und sollst bei Gelegenheit dafür belohnt werden.“

Jagomast wurde angeschnauzt, vom Untersuchungsrichter aufgefordert, mit ihm in das Privatgeschäftszimmer des Oberstleutnants, das am anderen Ende des Hauses gelegen war, zu gehen, um ihn da zu vernehmen. Eine Ordonnanz wurde entsandt, den Gerichtsschreiber herüberzuholen und der Doktor blieb mit dem Oberstleutnant allein.

Wohl aus Freude darüber, daß die nächtliche Schießerei-affäre nunmehr bald mit einem Triumph für ihn zu Ende wäre, stürzte er wieder ein Glas Wodka nach dem anderen herunter und der Doktor entleerte sein Glas auf die Erde.

Als der Untersuchungsrichter zurückkam, berichtete er, daß Jagomast erklärt hätte, von keinem Besitzstande über das fragliche Torfmoor zu wissen; seine Bauern hätten Torfmoore genug in der Nähe, aus denen sie ihren Brennvorrat nehmen konnten. Das große Torfmoor an der preußischen Grenze wäre ihnen zu abgelegen, deshalb hätten sie es nie benutzt. Es sei als Allgemeineigentum des Dorfes Bovern zu betrachten.

„So“, sagte der Kreisrichter, „und damit werde ich die Akten schließen und sie der Staatsanwaltschaft morgen zur weiteren Veranlassung zusenden.“

Ehe er den Befehl zum Vorfahren geben konnte, trat Antonow an seinen Oberstleutnant heran, berichtete, daß Jagomast, als er ihn aufforderte mitzukommen, ungebührliche Aeußerungen gegen den Oberstleutnant gebraucht, auch Anstalten zum tätlichen Widerstand getroffen hätte. Dafür müßte er wohl eine Strafe erhalten. „Sperr den Hund 24 Stunden ein,“ brummte Paßkewitz.

„Und könnte ich wohl einen Urlaub von 24 Stunden erhalten?“

„Herrgott, ja,“ sagte Paßkewitz, „macht nur, daß ihr herauskommt!“ Er bangte sich nach seinem Wodka. Nach kurzem Imbiß wollten die deutschen Herren sich empfehlen, aber der Oberstleutnant

erhob Einspruch. „Halt, meine Herren, ich habe noch etwas Geschäftliches mit Ihnen zu bereden.“

Mit schwerem Zungenschlag fuhr er fort: „Ich brauche Geld und mache Ihnen den Vorschlag: Sie haben die Pferde meiner Abteilung gesehen, es sind mutige gesunde Pferde. Sie sollen sich von diesen die 40 besten aussuchen. Ich verkaufe Sie Ihnen, das Stück für 20 Rubel. Sie können Sie nach Preußen mitnehmen und frei darüber verfügen.“ Als er ihre erstaunten Gesichter sah, fuhr er fort: „Ich gebe Ihnen natürlich Mannschaften mit, die die Pferde bis Heydekrug bringen sollen und wenn Sie nicht genügend Geld mithaben, hier wohnt ein Gerbermeister Lilienthal, ein Deutscher, den ich sofort holen lassen werde und der Ihnen sicherlich gerne, da er ein vermögender Mann ist, die nötige Summe vorstrecken wird.“ Die Deutschen waren empört über diese Zumutung. Mit scharfen Worten wiesen sie das Pferdeangebot zurück; solche Dinge gelten in Deutschland nicht als anständig. Sie wunderten sich, wie der Oberstleutnant solch einen hohen Prozentsatz seiner Truppe dienstunbrauchbar machen könnte und lehnten ein für alle Mal das Kaufgeschäft ab.

Aber da stieg dem Oberstleutnant das Blut in den Kopf. „Das lassen Sie meine Sorge sein, ich berichte meiner vorgesetzten Behörde, daß die Pferde eingegangen seien und in einigen Monaten ist der Ersatz da.“ Er sagte einige russische Worte der Ordonnanz, die schnell das Zimmer verließ. Er setzte sich wieder an die Tafel. „So, meine Herren, nehmen Sie Platz. Der Soldat ging soeben Lilienthal holen und vor die Haustüre habe ich einen Posten aufstellen lassen, der niemand hier herauslassen soll. Im übrigen wollen wir gute Freunde bleiben. Prost!“

Besonders der Kreisrichter war entrüstet. „Das ist ja unerhört, wir werden hier wie Gefangene gehalten. Herr Oberstleutnant, bedenken Sie die Folgen!“

Aber dieser dachte nur an die 800 Mk., die er bei dem Geschäft gewinnen würde und schenkte den Worten der Deutschen keine Beachtung.

Der Arzt verließ das Zimmer und begab sich an das Krankenlager der Frau. Er erzählte ihr in Kürze das Vorgefallene und bat sie, ihren Mann zur Zurücknahme seines Befehls zu veranlassen. Die Frau Oberstleutnant brach in Tränen aus. „Herr Doktor,“ sagte sie, „mein Mann ist ein ganz ruhiger, vernünftiger Mann, solange er nüchtern ist. Wenn er aber seine Trinkperiode bekommt, kann auch ich nichts mit ihm richten. Er ist dann roh und leicht zu Gewalttaten geneigt. Ich habe solche Szenen, wie Sie heute, schon mehrfach durchgemacht; man muß, so leid es mir tut, zu sagen, dann Gott danken, wenn

er vollständig betrunken ist. Er fällt dann in einen tiefen Schlaf, der manchmal 24 Stunden anhält, und wenn er dann aufwacht, bereut er das Vorgefallene von Herzen, wenn er davon erfährt und ist zu jeder Abbitte bereit. Auf alle Fälle werde ich aber den Adjutanten benachrichtigen, daß er herkommt.“ Als der Arzt das Wohnzimmer wieder betrat, trat er mit dem Richter in eine Fensternische und sagte ihm, die Andeutung der Frau Oberstleutnant beherzigend: „Es ist nicht anders möglich, wir müssen sehen, so rasch als irgend möglich, den Mann völlig betrunken zu machen, komm an den Tisch und hilf mir.“

Es wurde nun scheinbar in voller Freundschaft weiter gezechet und zwar sehr rasch, was dadurch geschah, daß man auf alle möglichen Personen und Sachen anstieß, auf die der Oberstleutnant stets mit völligem Leeren seines Weinglases voll Wodka reagierte, während die Deutschen sich wohl hüteten, ein gleiches zu tun. Sie konnten das um so leichter tun, als die Augen des Oberstleutnants schon völlig verglast waren.

„Herr Oberstleutnant,“ begann der Doktor, „wir haben vorher Ihre Leistungsfähigkeit als Kavallerieoffizier bewundert und ebenso bewundern wir hier Ihre Tüchtigkeit im Genießen von Alkohol, aber nun ist es genug damit, wir wollen jetzt mit Trinken aufhören. Sie vertragen jetzt nichts mehr.“

Dieses Zweifeln an seiner Trinkfähigkeit reizte den Oberstleutnant. „Wie, Sie meinen, ich kann nicht mehr trinken, mit Vergnügen wäre ich imstande, noch ein Wasserglas mit Kognak in einem Zuge zu leeren.“

Das bezweifelten die Deutschen. Da hatte sich Paßkewitz auch schon das Wasserglas dreiviertel mit Kognak gefüllt und setzte zum Trinken an. „Aber ohne Absetzen,“ sagte der Doktor. Und der Oberstleutnant leerte in der Tat das Wasserglas fast vollständig in einem Zuge.

Doch, da war es mit ihm vorbei. Er wollte aufstehen, doch die Beine versagten den Dienst, er wankte und fiel der der Länge nach zu Boden, einen Stuhl mit großem Getöse mit sich reisend, er wollte sich aufrichten, doch es ging nicht mehr, er wollte sprechen, brachte aber nur unverständliche lallende Laute zum Vorschein, der Kopf fiel ihm zur Seite und er atmete schwer und röchelnd.

In diesem Augenblick trat der jugendliche Adjutant des Oberstleutnants in das Zimmer. Er übersah mit einem Blick die Situation und schüttelte ernst den Kopf. „Also wieder einmal.“

Er stellte sich vor als Viktor von Schilling, ein Deutscher aus den Dniepropvinzen, der hierher verschlagen war. Als er von den deutschen Herren hörte, um was es sich handelte, sagte er: „Es ist ganz merk-

würdig, jedesmal, wenn er betrunken ist, fängt er wieder die verwünschte Sache mit dem Pferdeverkauf an. Ich bitte Sie herzlich, meine Herren, nehmen Sie es ihm nicht zu sehr übel. Er ist jetzt unschädlich, und daß er ihnen später Abbitte leistet, dafür garantiere ich. Eine Beschwerde über ihn würde dem Manne die Stellung kosten und er mit seiner Familie ins Elend geraten. Ich werde die Herren durch das Geschäftszimmer führen bis zu Ihrem Wagen, der schon auf dem Marktplatz umherfährt. Sie können ohne Bedenken in voller Sicherheit die Heimreise antreten.“

Das geschah darauf. Der Arzt hatte auf der Heimreise alle Mühe, den erzürnten Kreisrichter von einer sofortigen Anzeige abzuhalten. Das gelang nur, weil der Richter sich bemüht war, daß die Abhaltung des Termins auf russischem Boden und die Zwangsvorführung eines Zeugen selbst an sich nicht eine berechtigte Handlung darstellte. Drei Tage später erschien auch richtig ein Jude mit einem Brief des Oberstleutnants, worin dieser wehmütig Abbitte leistete und den Doktor inständig bat, wieder zu seiner kranken Frau hinauszukommen. Dieses Mal war Paßkewitz ruhig und wehmütiger Stimmung und genoß keinen Tropfen Alkohol.

Antonow hatte mit Jagomast das Zimmer verlassen in Richtung Arresthaus. Ehe Jagomast wußte, wie ihm geschah, war er in eine leere Arrestzelle geschoben, die Türe wurde zugeschlossen und Jagomast gefangen gesetzt. Von außen hörte er die Stimme Antonows: „Nun gute Nacht, mein lieber Jagomast, hast Du noch etwas an Deine Frau zu bestellen? Gleich mache ich mich fein und reite ab, das Täubchen zu besuchen. Ich hoffe, bei ihr schöne Stunden zu verleben.“

Er lächelte spöttisch. Jagomast aber trommelte in großer Wut mit Händen und Füßen gegen die schwere Eichentür, bis er erschöpft war. Er setzte sich dann auf die harte Britsche und sann nach: wie war das alles nur gekommen? Als der Unteroffizier mit dem anderen Soldaten auf den Hof geritten kam, war er hinausgetreten und als der Kosak ihm gesagt hatte, er solle mitkommen zum Termin nach Neustadt, hatte er das mit heftigen Worten abgelehnt; als dann der Unteroffizier sagte, daß der Oberstleutnant ihn herbebefehle, hatte er geäußert, „der alte Affe hat mir garnichts zu befehlen“, worauf ihn der Kosak mit der Knute gedroht hatte. In seiner Wut hatte er dann nach der Latte gegriffen und sich gegen den angedrohten Schlag zu wehren versucht. Da hatte der Kosak sein Pferd herumgerissen, dieses hatte Jagomast zu Boden geworfen und da hatte ihn der Schlag mit der Knute mit voller Wucht getroffen. Das rechte Schulterblatt schmerzte noch sehr, und schon hatte der Kosak zum zweiten Schläge ausgeholt, als sich plötzlich die Haustür öffnete und sein Weib heraustrat, sich

über ihn warf, ihn mit ihrem Körper zu decken. Als er sie erblickte, ließ der Soldat die Hand mit der Knute sinken. „Alle Wetter, was für ein schönes Weib steckt in diesem elenden Bauernhause, die kann ja tatsächlich mit meinen schönen Landsmänninnen „Georgien“ konkurrieren.“ Da hatte Sarah ihm ins Ohr geflüstert: „Stehe auf und gehe mit, Jons, Dir wird dort nichts geschehen und mir wird hier nichts passieren. Der Termin wird bald vorüber sein und dann komme schleunigst zurück!“ Da sei er aufgesprungen und hätte dem Unteroffizier seine Bereitwilligkeit, mitzukommen, gemeldet. Dieser hätte gesagt: „Ich wollte Dich mit einem Strick an den Steigbügel binden und Du solltest zu Fuß nach Neustadt laufen, aber Deines schönen Weibes wegen, will ich Dir gestatten, auf dem andern Pferd zu reiten.“ Der begleitende Soldat mußte absteigen und ich schwang mich seelenvergnügt hinauf, hatte mich doch Maria mit liebevollen Augen angesehen und mir freundlich zugewinkt. Der unverschämte Unteroffizier aber wagte, sie mit lusternen Augen anzusehen, ihr eine Kußhand zuzuworfen und zu sagen: „Gräme Dich nicht, Schätzchen, ich werde noch vor Jagomast herkommen und Dich über sein Fernbleiben trösten.“ Und dann wurde ich hier unschuldigerweise von dem Kerl in diese Zelle gebracht. Meine einzige Hoffnung ist, daß Maria sich wird vor dem Menschen verbergen können. Ich aber will mir ein langes, spitzes Messer in einer Scheide und eine Pistole kaufen und sollte der Kerl in meiner Gegenwart wagen, Maria näher zu treten, soll er sehen, daß er in mir keinen ungefährlichen Gegner findet.“

Aber doch erfüllte tiefe Sorge sein Herz.

Siebentes Kapitel

Bergebliche Liebesmüh

Umsó vergnügter war Antonow, da er seinen Plan so gut gelungen sah. Er zog seine beste Uniform an, wusch und frisirierte sich fein säuberlich. Nach dem Mittagessen — denn mit leerem Magen liebt sich schlecht — bestieg er in gehobener Stimmung sein Roß. Er trällerte ein Volksliedchen „Laufe Pferdchen, laufe, Du sollst mich zu meinem Liebchen tragen“ und ob das Pferd ihn verstanden hätte, setzte es sich in eine schnellere Gangart. Antonow überlegte schon, wie er sich verhalten würde; o, er könnte auch lieblich und sanft sein, er würde die schöne Maria mit freundlichen Worten begrüßen, mit ihr zusammen Kaffee trinken, und was dann folgen würde — na, das würde sich dann schon ergeben.

Da lag auch schon das Jagomastische Gehöft. Kein Mensch war da. Rasch sprang er vom Pferde, band es an die Stalltüre und trat in den Hausflur und in die Stube. Alles leer! Kein Mensch zu sehen! Endlich kam vom Garten her die alte Magd. Von ihr hörte er, daß die Bäuerin bald nach dem Weggange Jagomast fortgefahren sei in Richtung Gordon. Er wollte es kaum glauben, revidierte selbst noch Speisekammer, Boden, Stall und Keller, fand aber von Maria keine Spur. Die Pferde und der Wagen, der morgens auf dem Hofe stand, waren fort und so mußte er wohl oder übel der Magd Glauben schenken. Nun überlegte er. Das Wahrscheinlichste war ihm, daß Maria nach Neustadt gefahren war, ihren Mann abzuholen. Warum aber hatte sie den Umweg über Gordon gewählt? Etwa um ihn nicht zu begegnen? „Nun, mein Täubchen, so leicht entkommst Du mir nicht.“ Sie über Gordon einzuholen, erschien ihm zu unsicher. Da ritt er lieber den Landweg zurück und begegnete ihr in Neustadt. Gesagt, getan. Er ritt zunächst zum Gasthause des Hirschlag, auch hier war die Einfahrt leer. Auch im Gastzimmer war kein Fremder anwesend. In einer Ecke am Schanktisch saß wie gewöhnlich der alte Kaz, da er wegen eines Beinleidens nicht viel gehen und stehen konnte. Hinter dem Schanktisch hantierte die kugelförmige Frau Kaz, die sich ihrer Leibesfülle wegen nur dadurch fortbewegen konnte, daß sie abwechselnd die rechte und die linke Hüfte vorschob, und zur Bedienung der Gäste war die mittelalterliche gleichfalls wohlbeleibte Tochter Rosa anwesend. Von dem Fuhrwerk und Frau Jagomast wußte keiner etwas. Antonow ließ sich, da er warten wollte, diverse Schnäpsschen geben, ging öfter hinaus, um auf dem Wege nach dem Fuhrwerk auszuschauen, sah auch in dem gegenüberliegenden zweitbesten Gasthause, dem des Chaim Rabinn, nach, er fand von Maria keine Spur. Allmählich geriet er in eine ärgerliche Stimmung, fing an, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und als Rosa ihn beruhigen wollte und fragte, was er denn von der Frau Jagomast haben wolle, gab er ihr einen derben Stoß gegen die hochemporgewölbte Brust. Rosa stieß einen Schrei aus, der alte Kaz hob wie beschwörend eine Hand in die Höhe, die Frau Kaz kam hervorgewatschelt und Antonow zog es vor, das Feld zu räumen. Er ging nochmals zu Chaim Rabinn herüber; dieser, ein ältlicher Mann mit silbergrauem Vollbart und beständig zugespitzten Lippen, sehr ruhig und gutmütig, verneinte wieder, überhaupt etwas von Jagomast und seiner Frau zu wissen. Da stieg in Antonow der südländische Jähzorn empor, er packte Rabinn an die Brust und schüttelte ihn hin und her. Er solle ihm sagen, wo Sarah wäre. Der arme Jude in seiner Angst stotterte hervor, hier sei Frau Jagomast nicht, wenn sie auch bei Hirschlag nicht sei, außerhalb der Stadt lagen ja noch einige Schnapsbuden, da wäre sie wohl angekehrt.

Antonow erklärte, er werde nachsehen, wenn er die Frau auch da nicht fände, würde er zurückkommen und alles kurz und klein schlagen. Er stürmte davon, Rabinn aber verschloß Türen und Fensterladen; auch Katz hatte sein Geschäft geschlossen. Als nun Antonow unverrichteter Sache zurückkehrte und keinen Einlaß fand, zog er seinen Säbel und begann damit blindlings gegen die geschlossene Tür zu schlagen, daß die Splitter flogen. Von innen hörte man den alten Rabinn schreien: „Joschel, Joschel, lauf zur Polizei!“ Auch bei Katz schlug Antonow mit dem Säbel gegen die Glasfenstertür, daß die Scherben herumsflogen. Mittlerweile erschien ein Polizist, dieser vermehrte aber nur die Wut des Unteroffiziers. Als letzterer mit gezücktem Säbel auf den Polizisten losgehen wollte, ergriff dieser die Flucht und rannte spornstreichs zur Kaserne, die Wache zu holen. Als diese in Stärke von einem Unteroffizier und drei Mann erschien, fand sie den tobsüchtigen Antonow noch immer auf der Straße skandalierend und abwechselnd gegen die Türen und Fenster der beiden Gasthäuser mit dem Säbel losschlagend. Es gelang der Wache nur mit Mühe, den sich wie rasend Gebärdenden zu entwaffnen und mit Gewalt zur Wache zu führen. Hier wurde der Unteroffizier in eine freistehende Zelle gebracht und eingeschlossen, dicht neben der Zelle, in der Jagomast saß. Er skandalisierte nun ebenso dort, wie am Morgen Jons Jagomast, welcher letzterer aus seinem Geschrei entnahm, daß der Unteroffizier Sarah nicht zu Hause gefunden und nicht zu Gesicht bekommen hätte. Ein Stein fiel Jagomast vom Herzen, er war den Nebenbuhler los und konnte hoffen, früher als jener zu Hause anzulangen. Sein braves Weib aber erhob er bei seinen Betrachtungen bis in den Himmel. Trotz des Geschreis in der Zelle nebenbei — es war mittlerweile Abend geworden — schlief er auf der harten Britsche den Schlaf des Gerechten.

8. Kapitel

Freud und Leid

Der Oberstleutnant erwachte am nächsten Morgen mit einem argen Brummschädel und war in recht schlechter Stimmung. Als ihm der Adjutant den Vorfall vom Abend vorher meldete und daß Antonow in Arrest gebracht sei, diktierte er ihm drei Tage Arrest; außerdem sollte er natürlich den angerichteten Schaden voll bezahlen. Befragt, was mit dem Bauern geschehen solle, von dessen Verhaftung er nur eine sehr unklare Erinnerung hatte, entschied er, „laßt den Kerl laufen!“

Mit großer Freude begrüßte Jagomast die Freiheit und eilte, ohne sich umzusehen, beschleunigten Schrittes seiner Heimat zu. Konnte er doch hoffen, dort alles in Ordnung zu finden und von Maria zärtlich empfangen zu werden. In der Freude seines Herzens warf er den Hut hoch in die Luft und fing ihn auf. Er beschloß, Maria zu überraschen, schlich sich, zu Hause angelangt, um den Stall herum, gebückt an den Fenstern vorbei und leise, ganz leise in die Haustüre. Dann trat er klopfenden Herzens in das Wohnzimmer — es war leer — er durchstöbert das ganze Haus. Endlich fand er den alten Knecht Mir, und von diesem hörte er nun die befremdliche Kunde, daß Maria bald nach ihm mit Mir fortgefahren und bei Gordon abgestiegen sei. Jäh schlug seine Stimmung um, was hatte Maria dort für wichtige An- gelegenheiten zu erledigen. Sollte sie in das Pfarrhaus zurückgekehrt sein? Er hatte bisher jeden Verkehr zwischen Maria und dem Pfarrer auf das Nengstlichste zu verhindern gewußt, und nun? Sollte die Angst Marias so groß gewesen sein, daß sie im Pfarrhause Zuflucht gesucht hatte? Was er zu tun hatte, stand bei ihm fest. Mir mußte sofort wieder den Wagen anspannen und binnen kurzem war er in Gordon. Sein erster Gang war natürlich zu Pfarrer Cyrill. Er wollte es kaum glauben, daß dieser von Maria absolut keine Kunde hätte, vielmehr selbst über Marias Verschwinden erstaunt war. Vergebens forschten nun beide Männer im Dorfe nach. Niemand hatte Maria gesehen. Es blieb Jagomast nichts übrig, als tiefbekümmert nach Hause zurückzukehren und zu hoffen, daß sich bald das Rätsel lösen würde.

Maria hatte, als sie den Wagen verließ, Mir aufgegeben, ungefähr eine Stunde zu warten, die Pferde zu tränken und zu füttern und dann nach Boweren zurückzukehren; sie selbst müsse in wichtigen An- gelegenheiten hierbleiben. Der Kutscher schaute ihr verwundert nach, als sie auf der Rieschauffee nordwärts fortging, bemerkte aber nicht mehr, wie sie bald darauf links abbog, in das mit dichtem Erlengestrüpp bewachsene Gelände. Maria, oder wie wir sie jetzt wieder nennen wollen, Sarah, kannte hier Weg und Steg genau. Sie wußte, daß ein schmaler Fußweg sich von der Rieschauffee bis zu dem sich längst der ganzen preußisch-russischen Grenze hinziehenden Grenzweg erstreckte, und wußte auch, daß an letzterer Einmündungsstelle stets ein Grenzkosak stand. Sie trug nur ein kleines in Papier gewickeltes Bündelchen in der Hand mit sich, war also des Schmuggelns kaum verächtlich. Als sie dem Posten 50 Kopeken als Teegeld (daselbe, was wir Trinkgeld nennen) und weitere 50 Pfennig zu Papprossen anbot, ließ er sie ruhig über die grüne Grenze hinüber. Sarah setzte sich auf einen Baumstumpf, nun auf preußischer Seite. Sie schaute

noch einmal zurück auf die Gardoner Kirche, wo sie gerade noch das Fensterchen in der Giebelstube erkennen konnte, in dem sie so schöne Wochen verlebt hatte. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, aber entschlossen sprang sie auf, strich sich die Haare aus der Stirn und eilte raschen Schrittes nach Kamotten zum väterlichen Hause.

Eine ganze Weile stand sie vor der Haustür und holte tief Luft; dann trat sie entschlossen in das Innere des kleinen Hauses.

Vater und Mutter Mendel saßen still und sichtlich voller trauriger Gedanken am Tische. Erstaunt und erschreckt sprangen sie auf, als plötzlich Sarah vor ihnen erschien und sich ihnen zu Füßen warf. Unter Tränen bat sie die Eltern um Verzeihung für den Kummer, den sie ihnen angetan hatte, bat sie wieder als Tochter aufzunehmen, sie habe für ihren Leichtsinn schwer büßen müssen und wünsche nun nichts mehr, als wieder bei ihnen bleiben und als gute und gehorsame Tochter ihnen dienen zu dürfen.

Der alte Mendel war schon lange nicht mehr so zornig gesinnt gegen Sarah, wie vordem; er fühlte tiefes Mitleid mit Sarahs traurigem Schicksal. Nach außen ließ er dieses aber nicht merken, sondern zeigte Sarah noch immer die strenge Außenseite. Er verwies Sarah das Haus, und auch die zürnende Mutter fand kein freundliches Wort für Sarah. Erschüttert wankte diese zur Tür hinaus und stand nun mütterseelenallein in der fremdgewordenen alten Heimat. Ihr fiel nur als letzte Zufluchtsstätte das Haus des Wachtmeisters Kannegießer ein. Zu diesem lenkte sie ihre Schritte.

Auch hier war Staunen und Schreck groß, als die Eheleute plötzlich Sarah erblickten. Freundlich luden sie Sarah ein, zunächst Platz zu nehmen und sich zu erholen, dann mußte sie ihr Schicksal seit der Flucht kurz schildern, bis zu dem Zeitpunkt, da ihr Vater ihr das Haus verwiesen hatte.

„Sarah, Sarah, ich hätte Dir diesen Leichtsinn und diese Gewissenlosigkeit gegen die Eltern nicht zugetraut. Aber ich werde heute noch zu Deinen Eltern hinübergehen um zu sehen, was ich zu Deinen Gunsten ausrichten kann. Diese eine Nacht kannst Du ja bei uns auf dem Sofa zubringen. Längeren Aufenthalt können wir Dir nicht gewähren und auf der Landstraße kannst Du auch nicht bleiben, also muß ich mit Deinem Vater sprechen, was mit Dir geschehen soll.“

Die Frau Wachtmeister gab, der außer durch Anstrengung und Aufregung auch durch Hunger und Durst erschöpften Sarah zu essen und zu trinken, während Kannegießer zu Mendel hinüberging. Er erklärte Mendel, daß Sarah in dieser Gegend und auch im Elternhause nicht bleiben könne. Jagomast werde nicht unterlassen, Nachforschungen nach seiner verschwundenen Frau anzustellen und auch der

katholische Priester werde versuchen, wieder Beziehungen zu Sarah anzuknüpfen. Daher sei es durchaus geboten, daß Sarah weit weg von hier gebracht werde und zwar am besten in eine Stadt; Heydekrug und auch Tilsit und Memel erschienen ihm nicht sicher, aber in der Großstadt Königsberg würde sie so leicht keiner ausfindig machen; dahin solle Mendel seine Tochter bringen und zwar schleunigst. Mendel wandte ein, daß er in Königsberg keine Bekanntschaft hätte, aber Kannegießer erwiderte ihm, dann müsse er sich eben in Königsberg an den Rabbiner wenden, der sicherlich seinen Glaubensgenossen helfen und für Sarahs körperliches und geistiges Wohlergehen sorgen werde.

„Sie sind ein kluger, ein guter Mann, Herr Wachtmeister, und wenn es auch Sarah um mich nicht verdient hat, will ich ihr doch zu helfen suchen. Ich will Ihren Rat befolgen.“

Auch Mutter Ester war mit dem Plane einverstanden. Am nächsten Tage bereits sollte Mendel mit Sarah nach Heydekrug fahren, so zeitig, daß er noch die Butterpost erreichte; das waren einfache Bauernfuhrwerke, die jeden Montag vormittag nach Heydekrug fuhren, dort kauften die Händlerinnen Butter, Eier und sonstige Lebensmittel auf dem großen Markt in Heydekrug auf und fuhren Dienstag mittag wieder nach Memel zurück. Gewöhnlich hatten sie Platz auf dem Wagen, ein bis zwei Personen mitzunehmen. Sarah war natürlich mit diesem Plane einverstanden und so ging die Reise nach Königsberg am nächsten Morgen los.

Neuntes Kapitel

Beim Rabbiner

Von Memel nach Königsberg verkehrten damals zwei Dampfer „Phönix“ und „Germania“. Die Fahrt längs der Nehrung, von Kossitten quer über das Haff und durch die Deime weiter nach Labiau und Königsberg war bei dem schönen Wetter ein Vergnügen.

Der Rabbiner war ein strenger eifriger Herr, ein fanatischer orthodoxer Jude, der alle haßte, die nicht so in religiöser Beziehung dachten, wie er. Als ihm Mendel die Schicksale Sarahs in Kürze schilderte, runzelte er Stirne und Augenbrauen und sah Sarah durch seine scharfen Augengläser zornig an. Er erklärte sich bereit, Sarah unterzubringen und für sie zu sorgen. Hierzu verlangte er von Mendel weitgehende Vollmacht. Dieser freute sich, daß ein so hochmöglicher Herr die Sorge für Sarah übernehmen wollte, in leidlicher, wie in

geistiger Hinsicht und übergab ihm Sarah zur vollen Verfügung. Er verließ das Zimmer, Sarah blieb allein bei dem Gewaltigen.

„Die schönen genußreichen Tage, mein Kindchen, werden jetzt für eine Weile vorbei sein. Du kommst hier in ganz einfache Verhältnisse. Ich bitte mir aus, daß Du Deiner Quartierwirthin in jeder Beziehung gehorsam und entgegenkommend sein wirst.“

Er brachte Sarah persönlich in eine sogenannte Speisewirtschaft, die in der Nähe in einer Nebengasse gelegen war. Beim Betreten der Räume glaubte Sarah ersticken zu müssen. Ein widerlicher Geruch von ranzigem Fett, Zigarettenrauch, feuchten Kleidern und verbrauchter Luft schlug ihr entgegen. Alles, was Sarah sah, war schmutzig und unsauber, am meisten die Speisewirthin selber. Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einem vorderen Gastzimmer und einem dahinterliegenden Wohnzimmer, in dem die besseren Gäste aber auch essen, trinken, Karten spielen und rauchen durften. Dahinter lag eine kleine Kammer, vollgepfropft von altem Gerümpel, abgelegten Kleidern, und erhellt durch ein kleines, trübes, von Spinnweben und Staub bedecktes Fenster. Auch eine Art von Bett stand darin, das aber nicht anständige Betten enthielt, sondern nur ein Strohlager und eine schmutzige Bezugsdecke, einen Stuhl und eine blecherne Waschküßel, sowie das Fragment eines Spiegels an der Wand vervollständigten das Meublement.

„Hier wirst Du in der nächsten Zeit Deine Wohnung haben, so lange bis ich anders über Dich verfüge. Du wirst ohne Erlaubnis dieser Frau nicht ausgehen und stets sagen, wohin Du gehen willst.“

Sarah fühlte sich zu schwach und angegriffen, um etwas dagegen zu erwidern. Sie wollte ihren Vater nicht betrüben und ergab sich in ihr Schicksal. In das Bett wollte sie sich nicht legen, sie verbrachte die Nacht sitzend auf dem Stuhle. Am nächsten Morgen gelang es ihr mit vieler Mühe das Fenster aufzustößen und ein wenig frische Luft hereinzulassen. Sofort war die Wirthin zur Stelle und wollte ihr dieses mit vielem Gefreische verwehren, da aber Sarah keine Lust hatte, zu ersticken, protestierte sie auf das heftigste und rannte zu dem Rabbiner. Von diesem erhielt sie zunächst Schelte über ihre Eigenmächtigkeit, aber das Oeffnen des Fensters wurde ihr gnädigst für kurze Zeit am Tage bewilligt.

Zu essen war Sarah an den schmutzigen Tischen, vom unsauberen Gerät und bei der schmutzigen Kleidung der Wirthin nicht möglich, eine Semmel vormittags und nachmittags und ein Glas Tee — das Glas spülte sich Sarah selber vorher aus — war fortan ihre einzige Nahrung. Die schlechte Ernährung und der Mangel an Bewegung in frischer Luft weckten in Sarah das Gefühl, daß eine Krankheit in ihr stecke. Wieder eilte sie zum Rabbiner, wieder erhielt sie Vorwürfe über ihre Ver-

wöhnung und Anmaßung, aber sie setzte doch durch, daß sie täglich eine Stunde die Wohnung verlassen und eine Stunde in den Straßen der Stadt spazieren gehen dürfe, aber nur unter Begleitung und Aufsicht eines zwölfjährigen unsaubereren Judenmädchens. Diese Begleitung war Sarah höchst unsympathisch, zumal das Kind kein Taschentuch besaß und sich öfters mit den Fingern auf dem Kopfe kratzte, was Sarah mit ahnungsvollen Befürchtungen erfüllte. Sie schauderte. Aber trotzdem war die Bewegung in der frischen Luft doch tausendmal besser als in der atembeklemmenden Luft der Speisewirtschaft. Sie ließ sich von dem Kinde führen zu dem Anlegeplatz der Dampfer, der Redaktion der Königsberger Hartungschen Zeitung und zum Schloßteich, von dem sie schon gehört hatte. Allmählich mußte sie die Kleine auch zu anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt hinführen. So verging ein Tag nach dem anderen, ohne daß für Sarah eine Aenderung eintrat. Es kam fortgesetzt zu kleinen Reibereien zwischen Sarah und der Wirtin, die nicht verfehlte, alles mit der gewohnten Uebertreibung dem Rabbiner zu berichten. Dieser sah, daß Sarah genügenden Selbständigkeitsinn besaß, um sich nicht vollständig von der Wirtin tyrannisieren zu lassen und beschloß nun, Sarah dadurch kirre zu machen, daß er sie einem strenggläubigen jüdischen Manne vermählte. Nur die Strenggläubigkeit kam bei dem Rabbiner in Betracht, sonst war ihm alles egal.

Es war damals ein großer Zuzug aus der jüdischen Bevölkerung Litauens und Polens nach Königsberg, um hier bei den berühmten Professoren Behandlung und Heilung zu finden. Darunter befanden sich natürlich auch viele unverheiratete und verwitwete Männer. Der Rabbiner verwaltete eine Unterstützungskasse, die von wohlhabenden Israeliten Königsbergs gestiftet wurde, um notleidenden auswärtigen Juden, die in der Klinik nicht Aufnahme finden konnten, durchzuhelfen, daher wußte der Rabbiner von allen Patienten genau Bescheid. Zuerst erschien bei Sarah ein mittelalttriger Mann mit Triefaugen. Sarah schickte ihn mit Protest zurück. Ein paar Tage später war es ein ältlicher Mann mit Schüttellähmung, der gut Sarahs Vater hätte sein können. Er zitterte so stark, daß er nicht allein essen und sich an- und auskleiden konnte. Sarah hätte ihn also füttern, waschen, an- und auskleiden müssen. Wieder wurde er als höchst ungeeignet dem Rabbiner zurückgeschickt. Nun erschien ein junger Mann, der aber einen ekelhaften Ausschlag an den Händen hatte. Der alte Mendel hatte einmal Sarah einen Menschen mit Krätze gezeigt und ihr von der starken Ansteckungsfähigkeit dieser Krankheit erzählt. Daran erinnerte sich Sarah und sandte auch diesen dem Rabbiner mit bestem Dank zurück. Jetzt erhielt sie eine Botschaft vom Rabbi, zu ihm zu kommen. Er empfing sie höchst ungnädig. „Sarah, ich habe Dir drei Heiratskandidaten zugesandt, Du hast sie alle ausgeschlagen. Ich will Dir etwas sagen.

Es ist hier in Königsberg ein junger Mann, der heiraten möchte, ein frommer Jude. Diesen wirst Du heiraten," fügte er mit Bestimmtheit hinzu, „an ihm hast Du nichts auszusetzen. In acht Tagen kann die Hochzeit sein, bereite Dich darauf vor.“ Auf Sarahs Ersuchen gestattete er, daß sich Sarah diesen Eheandidaten wenigstens vorher ansehen dürfte.

In der Tat erschien am nächsten Tage ein junger Mensch, etwa Mitte zwanzig, kein übles Gesicht, von einem kurzen dunkelblonden Vollbart umsäumt. Als Sarah in die gute Stube trat, saß er am Tische, erklärte, er sei vom Rabbiner geschickt und bereit, Sarah zu ehelichen. Sarah verlangte zunächst seinen Namen zu wissen, auch was er für ein Geschäft habe.

„Die Studenten nennen mich für gewöhnlich Rachmonis, ich handele mit allerhand Sachen, die junge Leute brauchen: Hosenträger, Schlipse, Kämme, Manschettenknöpfe, Zigarrenspitzen und ähnliche Sachen. Die trage ich in einem großen Kasten bei mir herum und gehe abends von einer Restauration zur anderen, besonders auf die Kneipen der Studenten. Das sind meine besten Kunden. Da habe ich dann abends von acht bis nachts um zwölf oder eins zu tun. Am Tage bin ich dann frei.“

Sarah war von Krankheiten an dem Manne nichts aufgefallen, aber als sie nun aufstanden, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß er einen Stelzfuß trug. Das Bein wäre ihm, so erklärte er, schon in früher Jugend amputiert worden. Bei Sarah stand es sofort fest, daß sie auch diesen Mann unter keiner Bedingung heiraten würde, aber sie fühlte sofort, daß das nicht ohne schwere Kämpfe mit dem Rabbiner abgehen würde. Alles drängte sie aus der Hölle, in der sie sich befand, sich zu befreien, aber wie. In ihrer Verzweiflung rannte sie auf die Redaktion der Hartungischen Zeitung und erkundigte sich, ob irgendwo in einer jüdischen Familie eine weibliche Person als Gesellschaftlerin, als Vertreterin der Hausfrau, als Erzieherin oder auch als Dienstmädchen gebraucht würde. Die Dame in der Redaktion sah die Stellenangebote durch und erklärte, zur Zeit würden solche Stellen nicht angefordert, vielleicht in den nächsten Wochen. Betrübt zog Sarah wieder nach Hause. So etwas wie Lebensüberdruß stieg in Sarah empor. Sie sah, wenn sie mit ihrer jungen Begleiterin durch die Straßen ging, oft mit Verlangen nach den reichbesetzten Schaufenstern der Fleischwarengeschäfte, denn ihr jugendlicher Körper verlangte schließlich nach besserer und kräftigerer Nahrung, als es die zwei Semmel täglich ihr gewährten, aber daran durfte sie nicht denken, einen solchen Genuß sich zu gönnen. Traurig sah sie in die Zukunft, mit der körperlichen Kraft sank auch ihre Widerstandskraft und der Rabbiner in seinem

Starrsinn und seinem Dünkel ließ sich sicher nicht noch einmal von seinem Vorhaben abbringen.

So rückte der Tag ihrer Verehelichung immer näher. Am Mittwoch sollte die Heirat stattfinden — da erschien am Dienstag der Postbote und brachte einen Brief mit dem Poststempel Ramutten von ihrem Vater. Er schrieb: „Komme sobald als möglich nach Hause! Deine Mutter ist schwer krank. Der Arzt sagte, es wäre ein Nervenfieber und ich habe keinen, der sich um die Kranke bemüht. Ich brauche Dich notwendig. Der Herr Rabbiner wird unter diesen Umständen nichts dagegen haben, wenn Du ihn verläßt und zu mir eilst. In Memel gehe zu einem Juden Schlaumil Simon am Friedrichsmarkt — jeder Mensch wird Dir seine Wohnung zeigen — er ist Pferdehändler und schickt oft seine Angestellten nach Heydekrug zum Pferdemarkt. Er kennt mich gut und wird gern bereit sein, Dir zur Fahrt nach Heydekrug zu helfen. Von Heydekrug nach Ramutten mußt Du, wenn nicht anders, zu Fuß kommen. Dein tiefbetrübler Vater Mendel.“

Die Nachricht von der Erkrankung der Mutter erschreckte und betrübte Sarah sehr, aber doch fiel ihr ein Stein vom Herzen, daß nun aus der Ehe mit dem Krüppel Nachmonis nichts werden würde.

Am Dienstag ging sie zum Rabbiner. Er stand an einem Schreibtisch mit dem Rücken nach der Thür, er erwiderte Sarahs Gruß kaum und fragte nur „Bist Du fertig mit Deinen Vorbereitungen zu morgen?“

„Ich komme nur Herrn Rabbiner mitteilen, daß aus der Hochzeit morgen nichts werden kann.“ Der Rabbi fuhr auf „Ich dulde keinen Widerspruch“ versetzte der Gewaltige mit zornbebender Stimme. „Es geht nicht,“ erwiderte Sarah, der es ein gewisses Vergnügen machte, nun sie sich sicher fühlte, den Rabbiner zu reizen. Der drehte sich kurz auf dem Absatz herum, sodaß er dicht vor Sarah stand, und stampfte heftig mit dem anderen Fuße auf die Erde. „Du wirst morgen getraut, sage ich Dir.“ Da reichte ihm Sarah den Brief ihres Vaters. „Wollen Sie diesen Brief lesen, den ich soeben erhielt.“ Unwillig las der Rabbiner die Zeilen, wurde aber doch etwas sanfter. „Sarah, auf einen Tag wird es nicht ankommen bei Deiner Mutter. Du kannst meinetwegen gleich nach der Trauung nach Hause fahren, aber zunächst kommst Du morgen vormittag um zehn Uhr zur Trauung.“ „Das wird nicht gut angehen,“ erwiderte Sarah, „denn mein Dampfer fährt bereits morgen um fünf Uhr. Ich kam auch nur, Ihnen Adieu zu sagen.“

Sprachs und eilte schnell hinaus.

Sie wußte, nach dem Mittagessen pflegte die Speisewirtin in einem alten Sorgenstuhl ihren Mittagsschlaf unter vielem Schnarchen zu halten. Sie konnte dann in ihrem Kämmerchen die wenigen Habseligkeiten in ihre Reisetasche packen und zum Dampfer eilen, ge-enoh sehen zu werden.

Es war derselbe Dampfer „Germania“, mit dem sie nach Königsberg gefahren war. Der wachhabende Matrose erkannte sie sofort und als sie ihn fragte, ob sie heute schon auf dem Dampfer bleiben könne, weil sie morgen mit nach Memel fahren wolle, sagte er, er hätte nichts dagegen, wenn sie zufrieden wäre, die Nacht in der Kajüte auf dem Sofa zuzubringen. Einzelkabinen gebe es nicht, auch müßte der Herr Kapitän seine Einwilligung geben. Sarah blieb auf dem Dampfer. Der Kapitän begrüßte sie freundlich und hatte nichts dagegen, daß Sarah die Nacht auf dem Dampfer zubringe. Auf seine Frage, ob Sarah Abendbrot gegessen hätte, verneinte diese erötend, denn der Magen knurrte ihr gewaltig. Da bestellte der Kapitän zwei Butterbrote mit Schinken und zwar erklärte er, daß Sarah heute sein Gast sei, und mit wahren Hochgefühl verspeiste Sarah das delikate, langentbehrte Butterbrot.

Die Fahrt verlief bei schönem Wetter tabellos. Sarah atmete mit Wohlbehagen die frische reine Herbstluft ein und das Beefsteak mittags, wie das Abendbrot bei dem wohlhabenden Pferdehändler Simon, das auf reinem Tischtuch serviert wurde, für Sarah ein langentbehrter Genuß — schmeckten ihr ausgezeichnet. Simon las den Brief Mendels durch und erklärte es als selbstverständlich, daß Sarah so rasch wie möglich nach Hause eilen müsse und daß er aus Gefälligkeit für seinen Freund Mendel ihr gern dazu behilflich sein wolle. Es trübe sich gut, daß morgen in Hendekrug Pferdemarkt sei, zu dem er seinen Sohn hinschicken wolle. Allerdings solle dieser schon abends um 9 Uhr abfahren, die Reise werde die ganze Nacht dauern, ob Sarah geneigt wäre, sich dieser Strapaze zu unterziehen. Natürlich ging Sarah gern darauf ein und so nahm sie neben dem jungen Simon auf dem Wagen Platz, in dem Simon vorsichtigerweise eine Pelzdecke gelegt hatte, auch ein dickes Tuch bekam sie geliehen. Und so ging die Reise los. In Prökuls und Kuforeiten wurde ein kurzer Aufenthalt genommen und um sechs Uhr morgens war man in Hendekrug. Sarah nahm sich nur Zeit, eine Tasse Kaffee nebst einer Schnitte Brot im Piedtjeschen Gasthause, woselbst Simon eingekehrt war, zu verzehren. Sie trat dann, die nicht allzuschwere Reisetasche tragend, zu Fuß den Weg nach Ramutten an, wobei sie das Glück hatte, in Grabuppen ein Fuhrwerk zu treffen, das nach Rußland via Ramutten fuhr. Es war noch nicht neun Uhr, als sie vor dem

elterlichen Hause stand. Der Vater kam ihr entgegen, legte sofort den Finger auf die Lippen und flüsterte ihr zu, daß sie ganz leise auf den Fußspitzen ins Zimmer treten solle. Die Mutter schlafe gerade ein wenig.

Als Sarah die Oberkleider abgelegt hatte, setzte sie sich mit dem Vater an einen Tisch und mußte ihm nun im Flüstertone erzählen, wie es ihr in Königsberg ergangen wäre. Der alte Mendel hätte bald mit der Faust auf den Tisch geschlagen, besann sich aber noch beizeiten, daß er keinen Lärm machen dürfe. Als ihm Sarah von den Heiratsplänen des Rabbiners und den fragwürdigen Hochzeitskandidaten erzählte, faßte er sein Urtheil über den Rabbiner in die drei Worte zusammen „Er ist meschugge! Was hast Du armes Kind alles aushalten müssen. Nun hast Du armes Kind auch reichlich abgehüßt, was Du gegen Deine Eltern gefehlt hast und sollst wieder sein meine liebe, goldige Sarah.“ Er küßte sie auf Stirn und Wangen und drückte sie zärtlich an seine Brust.

Nun erzählte er der gerührten Sarah von der Krankheit der Mutter, wie sie mit Schüttelfrost und heftigen Kopfschmerzen begonnen hätte, wie dann das Fieber immer höher gestiegen sei und dann heftige Phantasien eingetreten seien, in den sie oft und anhaltend nach Sarah gerufen habe. Der Arzt habe kalte Umschläge auf die Stirne und strenge Diät verordnet, etwas kräftige Bouillion mit Ei und Rotwein mit Eis und Zucker geklopft, teelöffelweise gereicht, sei alles, was die Kranke zu sich nehme, gewöhnlich nur nach langem Zureden. Da schien es Mendel, als ob die Kranke sich rühre und rasch traten die beiden an das Krankenbett. Mit verglasten Augen schaute Ester die beiden an, allmählich aber belebten sich ihre Züge. „Sarah?“ sagte sie fragend und als Sarah am Bette niederkniete und Mendel gerührt nickte, fragte die Kranke mit schwacher Stimme: „Bereust Du?“ „Ja, Mutter,“ erwiderte Sarah schmerzbewegt, „ich bereue tief, was ich getan habe. Verzeihe auch Du mir, daß ich Dich so gekränkt habe.“ Da strich Mutter Ester mit den zitternden Fingern über ihren Scheitel. Allein, nun war sie wieder erschöpft, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Am Fußende des Bettes stand ein großer Sorgenstuhl, auf dem Sarah nunmehr Platz nahm, um ihn während der ganzen Krankheit der Mutter nur auf kurze Minuten, wenn die Krankenpflege es gestattete, zu verlassen. Mendels Zureden, sich doch einmal nachts zu Bette zu legen, lehnte sie hartnäckig ab.

Die Krankheit zog sich in die Länge. Die zweite Woche war vorüber und der Arzt erklärte, daß für gewöhnlich in der dritten Woche

das Fieber nachlasse und Besserung eintrete. Und voll froher Hoffnung wurden Vater und Tochter erfüllt, als in der That am nächsten Tage die Morgentemperatur einen deutlichen Rückgang ganz erkennen ließ.

Allein, die Besserung war nur trügerisch. Es stellte sich ein quälender Husten ein, es pfliff und röchelte in der Brust, die Kranke vermochte den Schleim kaum auszuhusten, das Fieber stieg wieder an, Zunge und Lippen waren trocken und bretthart, die Kranke verweigerte jede Nahrung, nur reines, klares Brunnenwasser nahm sie in mäßigen Quantitäten zu sich. Immer beängstigender wurde der Zustand der Kranken. Als der Arzt wiederkam, machte er ein bedenkliches Gesicht, denn er fand Puls und Atmung zeitweise aussetzend. Esters starke Natur wehrte sich noch einige Tage gegen den schlimmen Feind; dann erlag sie unter zunehmenden Kräfteverfall, besonders des Herzens, und es trat schließlich doch der Tod ein.

Mendel war untröstlich, sein Jammern erschütternd anzuhören. Sarah, erschöpft durch die langen anhaltenden Krankenwachen, teilte den Schmerz des Vaters und suchte ihn vergebens zu trösten.

Zu Esters Beerdigung waren die meisten von Mendels Kindern eingetroffen. Hauptsächlich der älteste Sohn, der einige Meilen von der Grenze entfernt in Litauen in einem kleinen Neste wohnte, war Mendel eine rechte Stütze. Auf dem Friedhofe war Sarah so schwach, daß sie kaum stehen konnte. Beim Nachhausegehen mußte sie von Vater und Bruder gestützt werden. Mit großer Besorgnis sahen die Beiden, daß auch bei Sarah sich ein fieberhafter Zustand ausbildete, ein heftiger Schüttelfrost und starke Kopfschmerzen stellten sich sofort ein, als Sarah von dem Begräbnis der Mutter heimkehrte und sofort zu Bett gebracht wurde. Vergebens suchte sie den Ihrigen, den Zustand zu verheimlichen, es wurde wieder der Arzt geholt, der kopfschüttelnd eine Temperatur über 39 Grad feststellte. Er bestand darauf, daß er eine Krankenpflegerin aus Hendefrug senden wollte, die auch am nächsten Tage ankam und für Sarah in liebevoller Weise die Fürsorge übernahm. Sichtlich hatte sich Sarah bei der Pflege der Mutter eine Infektion zugezogen. Die Krankheit verlief unter ganz denselben Erscheinungen, wie bei Ester. Anfangs waren Mendel und sein Sohn, der, nachdem die andern Kinder Mendels abgereist waren, zur Unterstützung des Vaters dageblieben war, guter Hoffnung, daß Sarahs Jugend und kräftiger Körper die Krankheit überstehen würde. Aber von Tag zu Tag wurde diese Hoffnung geringer. Die Krankheit nahm einen sehr bössartigen Verlauf. In wilden Delirien rief Sarah hauptsächlich den Namen Cyrill aus, jedoch auch Jagomast und der Rabbiner spielten in ihren Phantasien eine große Rolle. Wohl durch

die Hungerkost im Hause der Speisewirtin war Sarahs Widerstandskraft arg herabgesetzt. Das Herz versagte schließlich den Dienst und in einer Nacht, nachdem Sarah eine Weile ruhig geschlafen hatte und alle dachten, dies wäre die Krisis und es werde die Besserung nun beginnen, raffte der Tod, ohne daß Sarah noch einen schweren Todeskampf auszustehen gehabt hätte, die schöne Menschenblume dahin.

War schon nach Esters Ableben der Schmerz und Jammer Mendels gewaltig groß gewesen, so nahm der Gram um Sarah doch ganz ungewöhnlich starke Formen an.

Mendel schrie und jammerte ohne Unterlaß, raufte sich Haare und Bart, zerriß die Kleider und mußte vom Sohne scharf beaufsichtigt werden, damit er sich nicht selbst ein Leid antue. Sarahs Leiche auf den Friedhof zu begleiten, war er nicht imstande. Sein Sohn, der Gendarm Kannegießer und der Lehrer Dyck waren die einzigen, die Sarahs Sarg folgten. An der Seite der Mutter fand sie ihre letzte Ruhestätte.

Zehntes Kapitel

Auf der Flucht

Bei dem regen Verkehr an der Grenze verbreiteten sich interessante Nachrichten mit großer Schnelligkeit. Zu den begierig aufgenommenen Neuigkeiten gehörte auch die Erkrankung der Frau Mendel und die Heimkehr Sarahs. Jagomast war seit der Flucht seiner Frau in großer Unruhe. Er fuhr fast täglich nach Kamotten und suchte Näheres über den Verbleib seiner Frau zu erfahren. Was er erfahren konnte war aber nur, daß Sarah von ihrem Vater nach Königsberg gebracht worden war, ihre nähere Adresse konnte er nicht herausbekommen, so sehr er auch den Gendarmen Kannegießer und sogar den Landrat in Heydenkrug darum bestürmte, letzteren sogar fußfällig. Von einer Auslieferung könne keine Rede sein, da Sarah nichts Straßbares begangen hatte, das seinen Privatangelegenheiten. In seiner Not und Verzweiflung ging Jagomast dann täglich zum katholischen Pfarrer, der mit ihm zusammen trauerte und häufig vor dem Altar mit ihm betete.

Bei Esters Begräbnis fand sich auch Jagomast auf dem Friedhof ein und hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, seine verlorene Frau wiederzusehen. Es gab ihm einen Stich ins Herz, als er die zusammengebrochene, abgemagerte Gestalt erblickte; er mußte sich vom

Friedhof entfernen, um nicht durch sein lautes Stöhnen und Schluchzen unliebsames Aufsehen zu erregen. Er sah nur noch, wie Sarah von Vater und Bruder in das Elternhaus mehr geschleppt als geführt wurde.

Seine Beobachtungen theilte er unverweilt Cyrill mit, der maßlos betrübt war. Noch mehr war dies der Fall, als er in den letzten Tagen erfuhr, auch Sarah sei erkrankt. Wie eine Schuld lastete es auf Cyrill, daß er nicht vor einem Jahre dem Zuge seines Herzens gefolgt und mit Sarah geflohen war. Hatte sie nicht recht gehabt, daß das Zölibat nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprungs war? War es nicht feige von ihm gewesen, nicht den Mut zur Flucht aufzubringen? In schlaflosen Nächten erörterte er wieder und wieder den Gedanken, wie er zu Sarah gelangen und mit ihr vereint sein könnte. Alle äußeren Hindernisse erschienen ihm nach und nach leicht überwindbar. So wie bisher weiterzuleben, erschien ihm unerträglich, und eines schönen Morgens erhob er sich mit dem festen Vorsatz, das Versäumte nachzuholen und zu Sarah zu eilen.

Nun ging er energisch ans Werk. Er verschaffte sich einen vollständigen Bauernanzug, angeblich für einen Abgebrannten, verkaufte seine Kuh und fing an, seine Barmittel und was er sonst an Wertstücken besaß, durchzusehen. Es war nicht allzuviel. Außer den 100 Rubeln, die er als Erlös für die Kuh besaß, waren es nur einige 20 Rubel, die er für die Wirtschaft besaß. Den Hauptwert repräsentierten aber die Schmucksachen aus der Hinterlassenschaft seiner Mutter, vor allen Dingen ein wertvolles Kollier aus Diamanten und Saphieren, kunstvoll gearbeitet, für das ein Antiquitätenhändler seinen Eltern bereits 3000 Mark geboten hatte, sodann eine altertümliche Brosche, ein Armband und zwei Ringe mit Edelsteinen besetzt, im ganzen glaubte er, 5000 Mark als Erlös dafür einnehmen zu können. Das würde genügen für die Ueberfahrt nach Amerika und zur Begründung einer neuen Existenz. Nun war er fertig mit den Vorbereitungen zur Reise. Nur zwei Briefe hatte er noch zu schreiben, einen an seinen alten Amtsbruder und Beschützer Klebonn, den er um Verzeihung für seine eigenmächtige Entfernung aus dem Amte bat; er gehe ins Ausland und würde von dort aus Klebonn weitere Nachricht geben; einen zweiten richtete er an seine alte treue Haushälterin. Er vermachte ihr, was er an beweglicher Habe, Wäsche, Betten besaß, legte auch einige Rubel bares Geld in den Brief — so nun war er fertig. Noch einmal ging er in die Kirche, um Gott um Verzeihung für den Schritt, den er vorhatte zu bitten, packte in einen kleinen Koffer das Nötigste an Leibwäsche und was er sonst notwendig für seine Person brauchte, ein. Als es zu dunkeln begann, zog er seinen Bauernanzug

an, steckte die Briefftasche in die innere Rocktasche, den Rest des Geldes in sein Portemonnaie, die Schmuckfachen in Papier gewickelt, in seine Hosentaschen und war nun wirklich fertig. Als es dunkel war, stülpte er sich den Bauernhut auf den Kopf, den er tief ins Gesicht zog, ergriff den Koffer und eilte nun raschen Schrittes auf der Kieschauffee nach Norden zu. Als er die letzten Häuser hinter sich hatte, bog er in das mit Ellerngebüsch bedeckte Gelände nach der Grenze zu ab und schritt, in leise Gedanken versunken, der Grenze zu. Er wollte vor Mendel treten und ihn offen und ehrlich um die Hand seiner Tochter bitten. Wenn Mendel sich nicht von dieser trennen wollte, sollte er in Gottes Namen mit ihnen kommen, er würde sich mit dem ihm sympathischen Manne sicherlich recht gut vertragen. Sarahs Krankheit erachtete er nicht als so lebensgefährlich und erhoffte günstigen Einfluß durch sein Erscheinen auf Sarahs Befinden.

Da, während er in tiefe Gedanken versunken einherschritt, stand plötzlich wie aus der Erde gewachsen, ein russischer Grenzsoldat vor ihm, der ihm sein „Stoi“ entgegenrief, und ihm den weiteren Weg versperrte. Cyrill wußte, was er in solchem Falle zu tun hatte; er zog sein Portemonnaie hervor und legte einen Rubelschein in des Soldaten Hand. Dieser schüttelte mit dem Kopf, bei einem, zwei, drei, vier Rubel blieb er unzugänglich. Erst als er fünf Rubel empfangen hatte, die er zerknittert in seine Hosentasche steckte, wurde er anderen Sinnes, er sagte: „Bascholl“ und wies mit der Hand nach der Grenze.

Nun war auch diese Sorge von Cyrills Brust genommen. Er atmete tief auf und lief mehr als er ging, seinem fernen Ziele zu. Da war es ihm, als ob er hinter sich wieder „Stoi“ rufen hörte und nach einer kleinen Weile wiederum „Stoi“.

Was kümmert das ihn, er hatte vom Soldaten die Erlaubnis erhalten weiterzueilen und freute sich nur darauf, bald Sarah wiederzusehen.

Da frachte ein Schuß.

Cyrill war es, als ob er einen heftigen Schlag gegen die linke Schulter erhielt und in einem tiefen Graben stürzte. Tausend feindliche Funken stoben vor seinen Augen. Er hob mit Anstrengung den Kopf und sah nach dem Horizont.

Da — was war das — stand eine purpurrote Halbkugel und in diesem feurigroten Scheine Sarah in lichtweißem Gewande. Sie sah freundlich lächelnd zu ihm hin; nickte ihm zu und winkte mit der Hand, als ob er zu ihr kommen sollte.

„Ich komme, Sarah, ich . . .“

Weiter brachte er keine Worte hervor, das Haupt sank ihm auf die Erde und tiefe schwarze Nacht wurde es um ihn her. —

Auf den Knall des Schusses eilten die Posten von links und rechts herbei zu dem Soldaten, der den Schuß abgegeben hatte, bald erschien auch ein Unteroffizier

„Hast Du geschossen?“ „Ja, auf einen Schmuggler.“ „Hast Du drei mal „Stoi“ gerufen?“ „Habe ich.“ „Und wo liegt der Mann?“ Der Soldat zeigte in die Richtung, in der Cyrill gelaufen war. Alle begaben sich an den Ort, wo der Tote lag. Der Unteroffizier trat heran und musterte den Daliegenden. „Hier dicht unter dem linken Schulterblatt ist der Einschuß, Du hast gut getroffen! Ein Blattschuß, die Kugel muß direkt durch das Herz gegangen und der Tod sofort eingetreten sein. Der Kleidung nach zu urteilen, ist es ein Bauer. Knie nieder!“ befahl der Unteroffizier einem Soldaten, „und drehe den Kopf des Toten um, seht einmal, ob ihr den Mann kennt?“ Der Soldat beleuchtete mit seiner Blendlaterne dem Liegenden das Gesicht und sprang mit einem Ausruf des Schreckens empor: „Das ist ja — der junge Pfarrer — aus Gardon.“ Die andern konnten das nur bestätigen. „Wie kommt nur der Geistliche in Bauernkleidung an diese Stelle? Es sieht aus, als ob er noch im Tode hätte weiterkriechen wollen und die Grenze ist nur noch 50 Schritt entfernt.“ Er wies auf die vorgestreckte Hand und das gekrümmte linke Bein hin. Der Unteroffizier befahl einem Soldaten: „Eile nach Schwegsnen zum hochwürdigen Vater Klebonn, berichte ihm, was sich hier ereignet hat und frage ihn, was mit dem Toten geschehen soll.“

In derselben Stunde, in der die tödtliche Kugel Cyrill traf, erlöste ein sanfter Tod Sarah von ihrem schweren Leiden.

Elftes Kapitel

Mendels Auswanderung

Es war ein Glück, daß der junge Mendel bei seinem Vater geblieben war, sonst hätte der alte Mendel bei seinem unsagbaren Schmerz sich vielleicht noch ein Leid angetan. Auch Wachtmeister Rannegieser und Lehrer Dyck nahmen sich des verwaisten Mannes nach Kräften an.

Aus Heydekrug schickte der Arzt einen Mann, der die Wohnung, insbesondere das Sterbezimmer, mit einer Unmenge Karbol desinfizierte. Alles, was Ausfochen vertrug an Wäsche und Kleidungsstücken wanderte in einen großen Kessel, auch die Kleider von Vater und Sohn mußten sich einen Karbolregen gefallen lassen und wohl oder übel mußte der alte Mendel auf einige Tage aus seiner Wohnung sich entfernen, wo ihm der Schullehrer im Schulhause ein kleines Zimmer als Wohnung einräumte. Täglich wanderte Mendel auf den Friedhof und weilte in stillem Gebet an den Gräbern seiner Lieben. Sein Sohn verließ ihn nicht. Er blieb noch bis in den Dezember hinein bei seinem Vater und es gelang ihm allmählich, im Bunde mit der Zeit, Mendel senior wieder auf andere Gedanken zu bringen.

Die schlimmste Zeit für den alten Mendel trat ein, als sein Sohn schließlich doch zu seiner Familie nach Hause fahren mußte. Er konnte dies nur, weil ihm Kannegießer und Dycß versprochen, für den Alten zu sorgen und ihn zu bewachen. Dycß besorgte ihm eine alte Bauernfrau, die täglich erschien, die Wohnung in Ordnung zu bringen, die Defen zu heizen und die einfachen Speisen zu bereiten.

So verging der Winter. Linde Lüfte begannen zu wehen, Schnee und Eis schwand, die ersten gelben Blümchen und Blütenzäpchen an den Weiden und Pappeln erschienen. Da verlangte der alte Mendel wieder nach seinem Sohn.

Eifrig konferierten die Beiden und eines schönen Tages fuhren sie zum Rechtsanwalt zu einer langen Besprechung. Sichtlich ruhiger und gefasster kehrte der alte Mendel nach Hause; bald darauf fuhr sein Sohn wieder ab. —

Eines Tages erschien Mendel bei Kannegießer.

„Ich komme, Ihnen Adieu zu sagen, Herr Wachtmeister, ich will verreisen.“ Und auf die verwunderte Frage des Wachtmeisters: „Wohin, zu Ihren Kindern?“ antwortete er: „Nein, daß läßt sich nicht mehr ausführen. Sie sind alle verheiratet, haben große Familien, große Kinder, kleine Kinder, auch ganz kleine, kleines Einkommen und kleine Wohnung, da würde ich keine Ruhe finden und ich brauche Ruhe.“

„Ich will weit weg von hier, wo mich keiner kennt und wo mich nicht alles an die lieben Entschlafenen erinnert. Auch der Karbolgeruch geht nicht aus meiner Wohnung heraus, mir riecht und schmeckt alles nach Karbol, und wenn ich einmal draußen herumgehe, plagt mich die Neugierde der Menschen, die nicht nur im allgemeinen von dem Geschick Sarahs wissen, sondern auch alle genauen Einzelheiten,

z. B. was sie gegessen, was sie in Königsberg getrieben hat usw. Mich von den Gräbern meiner Lieben zu trennen, fällt mir wohl schwer, aber ich bin der Ansicht, man kann hier wie wo anders an sie in Liebe denken und Gott anbeten. Wie ich Sarah nach Königsberg brachte, fuhren wir mit dem Dampfer auf dem Kurischen Haff längs der Mehrung, links sah man erst eine große Menge Windschneidemühlen, rechts eine ununterbrochene Kette höherer Sandberge. Dann kamen wir an eine Stelle, wo einige zwanzig Dampfbagger lagen, die nach Bernstein suchten, Brähme, Ruderboote und Gestelle, die die Fischer aufgestellt hatten, engten die Fahrtrinne so ein, daß der Dampfer kaum durchkonnte. Auch am Lande herrschte reges Leben, es war ein ganzer Hafen und eine große Kolonne von Arbeiterhäusern erbaut worden. Wir kamen weiter nach Schwarzort, schöne Häuser, gepuzte Menschen sah ich da von der Landungsstelle. Der Ort war für mich zu fein. Immer weiter ging es längs der Mehrung, immer höher und wilder wurden die Sandberge, an ein paar Stellen lagen einzelne Fischerhäuser dicht am Haffufer. Gleich hinter ihnen erhob sich die ungeheure Düne, daß es aussah, als ob im nächsten Augenblick die Häuserchen von der Sandmasse erdrückt werden würden. Aber dann kam ein Ort, der mir sehr gefiel. Viele Häuser, arbeitsame Menschen, auch ein Gasthaus glaubte ich zu erkennen und auf der Seeseite der Mehrung dehnte sich ein großer Wald aus. Ueberall Frieden und Stille. Hier könntest du deine Tage verleben, wenn dir draußen die Welt zu arg mitspielt, dachte ich, und jetzt ist mir der Ort, Nidden heißt er, wieder ins Gedächtnis gekommen. Da will ich hinziehen. Ich sage das nur Ihnen, Herrn Lehrer Dyck und natürlich auch meinem Sohne. Im übrigen wünsche ich nicht, daß darüber viel gesprochen wird. Mit meinem Sohne habe ich bereits alles ab-gesprochen, er übernimmt mein Häuschen, Fuhrwerk und die ganze Hauseinrichtung. Ich habe mir in den langen Jahren meines Lebens ungefähr 1000 Taler gespart, von denen ich 300 Taler bar Geld mitnehme, das übrige befindet sich auf einem Sparkassenbuch zu meiner Verfügung. Bedürfnisse habe ich nicht, wie sie wissen werden, Herr Wachtmeister, ich hoffe, mit dem Gelde reichlich bis zum Ende meines Lebens auszukommen.“

„Aber Mendel,“ fiel der Wachtmeister ein, „einen alten Baum verpflanzt man nicht ungestraft in ein anderes Erdreich.“

„Was macht das, Herr Wachtmeister, wenn ich entblätterter Stamm völlig eingehe. Ich habe hier viel schöne, aber auch viel traurige Tage verlebt. Mein Geschäft weiter fortzuführen, bin ich nicht imstande, das wird mein Sohn ebenso weiterführen, wie ich es getan habe und ich hoffe, auch ihm werden Sie immer ein guter

Freund und Helfer sein, ebenso wie mir. Sterbe ich, so wird mein Sohn seinen Geschwistern die Erbschaft auszahlen. Und nun Adieu, Herr Wachtmeister, wolle Gott, daß wir uns in diesem Leben noch einmal wiedersehen, es wäre für mich die größte Freude. Gott segne und behüte Sie.“

Die beiden Männer schüttelten sich stumm die Hand.

Schluß

Als Mendel zwei Tage später in Nidden den Dampfer verließ, und mit dem kleinen Segelfahn an das Land fuhr, sahen ihn die Dorfbewohner mit großen Augen an. Es hatte noch nie ein Jude auf der Nehrung gewohnt. Auch der Gastwirt, an den sich Mendel wandte, sah ihn etwas scheel an, und gewährte ihm nur nach längerem Ueberreden Unterkunft in einer kleinen Kammer. Als jedoch Mendel in den nächsten Tagen Logis und alles, was er begehrte, pünktlich bezahlte, räumte er ihm ein besseres Zimmer ein, in dem sich nun Mendel häuslich und behaglich einrichtete. Seine ganze Habe: ein Anzug, Wäsche und einige Andenken an Ester und Sarah und ein paar andere Kleinigkeiten hatten sämtlich in einem Reiseforb Platz gehabt.

Bald verlor sich die Scheu der Fischerbevölkerung vor Mendel, als sie sahen, daß dieser ein durchaus gutmütiger und hilfsbereiter Mann war und zu allen möglichen kleinen Dienstleistungen zu gebrauchen war.

Als in den Jahren darauf Nidden sich zu einem Badeort erweiterte, fand Mendel erst recht Gelegenheit, sich überall nützlich zu machen. Wenn es nötig war, fuhr er mit dem Kahn nach der Festlandseite hinüber oder mit dem Dampfschiff nach Memel und was der alte Mendel besorgte, war immer gut und tadellos. Auch bei der Jugend stand er bald in gutem Rufe, denn er hatte stets in der Tasche allerhand Leckerbissen, wie Bonbons, Süßholz, Lakritzenaft und Johannisbrot. Damit erfreute er Knaben und Mädchen, wenn er durchs Dorf ging hatte er stets einen langen Schweif von Kindern hinter sich.

Kein Tag verging, an dem der alte Mendel nicht zur hohen Düne emporstieg und an einer abgelegenen Stelle hinkniete, die Arme zum Himmel erhob und inbrünstig für das Seelenheil von Frau, Tochter und auch Cyrill betete. Der Groll gegen letzteren war schon lange aus seiner Brust gewichen, besonders seitdem er gesehen

hatte, mit welcher inniger Liebe Sarah und Cyrill aneinander hingen. War doch das letzte Wort, das Sarah mit ersterbenden Lippen flüsterete, gewesen: „Cyrill, komme.“ Ihr Gesicht hatte dabei noch einmal einen freundlichen, fast lächelnden Ausdruck angenommen und mit der Hand hatte sie eine winkende Bewegung gemacht. Dann hatte sie die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen, und Cyrill hatte seine Liebe durch seinen Tod bekräftigt. Dies und viele andere Züge aus Sarahs Leben zogen an seinem geistigen Auge vorüber, wenn er oben auf der stillen Düne kniete, ringsum nur Himmel, Sand und Wasserflächen zur Linken und zur Rechten, kaum, daß der Schrei einer Möwe oder einer Krähe ab und zu hier zu hören war. —

So verfloß ein Jahr und noch ein Jahr. Der alte Mendel war eine allgemein beliebte und geachtete Persönlichkeit geworden und er lebte still und harmlos. Auf alle Freuden der Welt hatte er verzichtet, da wurde ihm unerwartet noch eine große Freude beschert.

Im Hendebruger Kreisblatt hatte Kannegießer eines Tages gelesen, daß am nächsten Sonntag ein Dampfer eine Extrapahrt von Hendebrug nach Nidden unternehmen wolle, morgens früh hin und am Abend wieder zurück. Sofort stand es bei Kannegießer fest, daß er diese Gelegenheit benutzen wolle, seinen alten Freund Mendel zu besuchen. Seine Frau lehnte die Mitfahrt ab, da sie die Strapazen der evtl. Seekrankheit fürchtete und so fuhr Kannegießer allein.

Als der Dampfer sich Nidden näherte, stand Kannegießer am Bug und spähte auf die Landungsstelle, aber der alte Mendel war nicht zu sehen. Die zahlreichen Passagiere wurden in einem großen Kahn an Land gebracht und als dieser fast schon den Uferrand erreicht hatte, erschien mit einem Male die alte, wohlbekannte Gestalt des alten Mendel. Fast zu gleicher Zeit erblickten sich die beiden Männer, Kannegießer sprang leichtfüßig vom Kahne und umarmte in der Freude seines Herzens den alten Mendel. Dann faßte er ihn unter den Arm und beide gingen zum nahen Walde, wo sie auf einer einsamen Bank Platz nahmen.

Verwundert hatten die Fischer auf das seltsame Paar hingesehen, denn der Anblick eines Gendarmen war auf der Nehrung etwas ebenso Seltenes, wie der eines Juden. Sie glaubten schon, Mendel hätte doch früher etwas verbrochen gehabt und der Gendarm komme ihn holen. Sie wurden aber bald anderen Sinnes, als sie sahen, wie vertraut und freundschaftlich die Beiden mit einander verkehrten.

Kannegießer mußte nun alles erzählen, was sich seit Mendels Abreise in Namutten zugetragen hatte.

Zuerst fing er an mit der Schießereigeschichte, die ja die Gelegenheit zu Sarahs Flucht gegeben hatte.

Der Oberstleutnant Paszkewitz war versetzt irgendwo nach dem Osten Rußlands; auch der Gouverneur in Kowno hatte seine Stellung aufgeben müssen, neue Männer waren an ihre Stelle getreten, es war niemand da, der in Petersburg sich weiter beschwert hätte und die gerichtliche Untersuchung hatte auch nichts neues ergeben, nur daß der Besitzstand des fraglichen Dorfmoores umstritten war, da auch aus anderen Kreisen Beschwerden beim Auswärtigen Amt in Berlin eingelaufen waren, daß die preußisch-russische Grenze durch viele Abrisse der kleinen Flüsse und Bäche im Frühjahr verändert hätte, wobei öfter preußisches Land abgerissen und auf der russischen Seite angespült sei, so regte die deutsche Botschaft in Petersburg an, ob es nicht möglich sei, die Grenze neu zu vermessen und unanfechtbar festzustellen. Die russische Regierung ging darauf ein und es wurde eine Kommission, bestehend aus je einem Generalstabsoffizier, einem höheren Regierungsbeamten, dem Landrat des betreffenden Kreises und dem Grenzkommissar von russischer Seite nebst dem nötigen Unterpersonal eingesetzt, die von Rimmerstatt anfangend die ganze Grenze bis nach Schlesien hin noch einmal vermaß und festsetzte.

„Biel dabei herauskommen wird nicht,“ sagte Kannegießer, „die Vermessung wird noch viele Jahre dauern, bis sie abgeschlossen ist und dann wird ein mächtiges Aktenbündel in irgendeinem Büro verstaubt und vergessen daliegen, daß der Gastwirt Lohrensheit und die Ortsvorsteher von Metterquetten und Namutten mit je 3,— Mk. Geld bestraft sind wegen groben Unfugs, nächtlicher Ruhestörung und Schießens in der Nähe der bewohnten Gebäude ist der ganze Erfolg der jahrelangen Bemühungen. Das Torfmoor wird jetzt aber weder von den Russen noch von den Preußen ausgenutzt.“

Nun wollte Mendel hauptsächlich von den Personen, die in dem Schicksal seiner Tochter eine Rolle gespielt hatten, näheres hören. Sein Sohn führte das Geschäft des Vaters in altgewohnter Weise weiter und erfreute sich eines guten Rufes. Lehrer Dyck und Kannegießer waren gesund und rüstig und hoffen, noch lange Jahre ihr Amt versehen zu können. Von Cyrill war von kirchlicher Seite als Todesursache angegeben worden, daß er an Herzschlag gestorben sei, als er zu einer Schwerkranken eilen wollte, er war mit kirchlichen Ehren von der Kirche in Gordon aus beerdigt worden. Pfarrer Klebonn hatte eine ergreifende Leichenrede gehalten.

Der Bauer Jagomast wäre nach Cyrills Tode wie irrsinnig umhergegangen, hätte oft das Haus des jungen Mendel umkreist und täglich

vor dem Altar der Gordoner Kirche lange Gebete verrichtet. Als dies im Winter nicht mehr gut durchzuführen war, habe er sich in seiner Wohnstube, wo Sarahs Bett gestanden hatte, eine Ecke abschlagen lassen, dort einen Tisch mit einer kostbaren Decke aufgestellt, darauf Bibel und Kreuzifix und vor allen Dingen ein großes Bild der Mutter Gottes aufgestellt, das mit künstlichen Blumen verziert und zwei großen Wachskerzen flankiert war. Auf einem niedrigen Schemel kniend, verbringt dort Jagomast einen großen Teil des Tages, nicht zum Vorteil der Wirtschaft, die mehr und mehr in Verfall gerate. „Ich halte es für einen richtigen religiösen Wahnsinn, der sich bei ihm entwickelt hat, die einzige Rettung wäre meiner Ansicht nach, wenn er eine tüchtige Frau bekäme, die eine tüchtige Wirtin wäre und ihn zu behandeln wisse.

Die Gräber von Ester und Sarah würden von dem Sohne in sehr gutem Stande erhalten, oft finde dieser auf Sarahs Grab Blumensträuße von unbekannter Hand hingelegt. Im übrigen spiele sich das Leben in Ramutten in altgewohnter Weise ab.

Noch viel plauderten die Beiden von den vergangenen Zeiten und der Tag verging fast zu rasch für sie. Als sie in das Dorf zurückkehrten, fanden sich wieder eine Schar Kinder ein, die Mendel folgten. Der Gendarm wollte sie verschrecken, aber Mendel legte sich ins Mittel: „Laß sie, sie tun mir nichts, es sind meine guten jungen Freunde.“ Da belobte Kannegießer die Kinder: „Das ist recht, ich wünsche auch nicht zu hören, daß jemand von Euch den alten Mendel höhnt oder ärgert.“

„Das tun wir auch nicht,“ antworteten die Größten unter den Kindern.

„Na, und wenn es doch einer täte,“ fiel der Junge ein, „dann würden wir ihn verdreschen.“

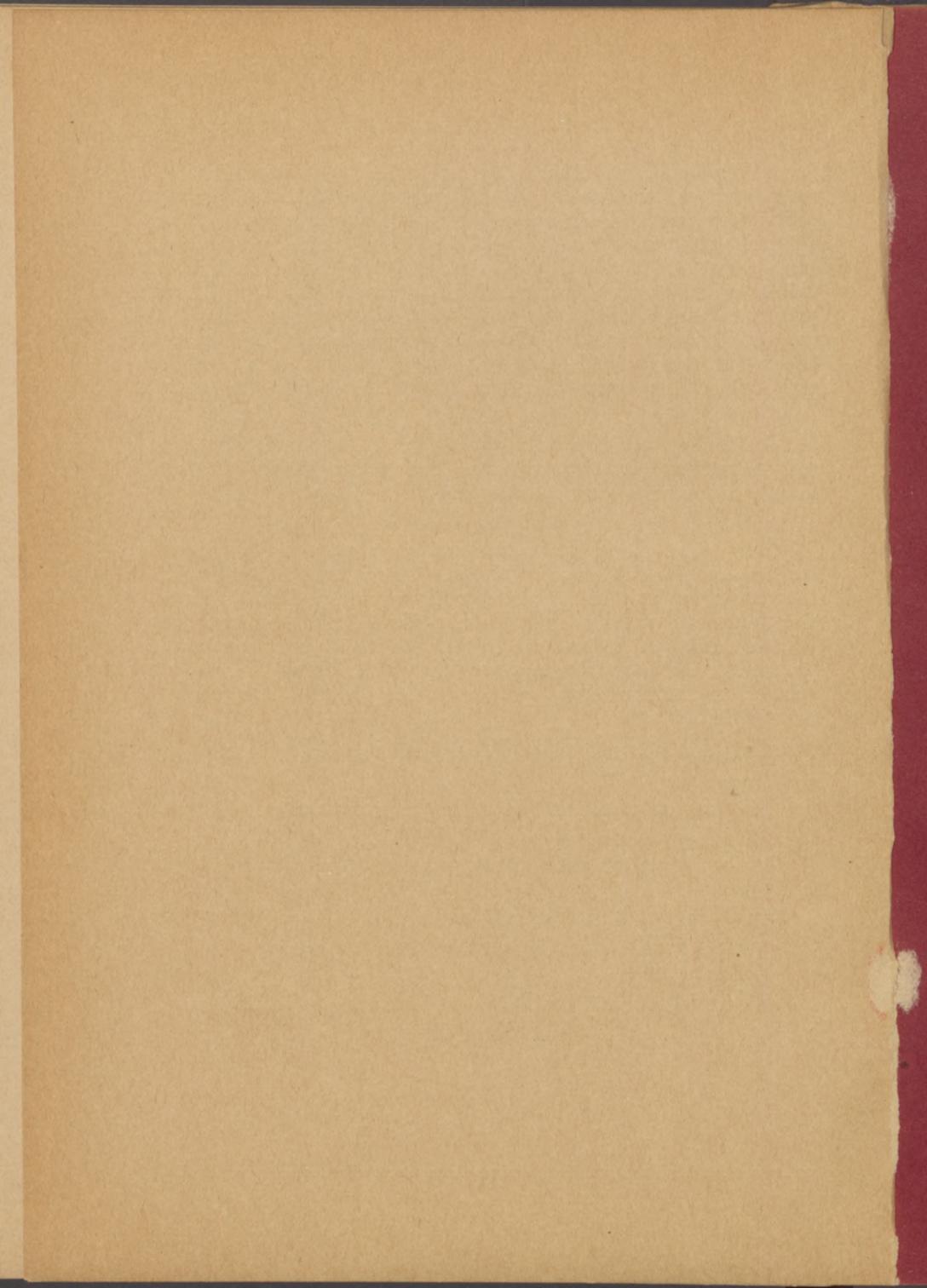
Da sah Kannegießer, daß sein Freund Mendel hier an der richtigen Stelle war.

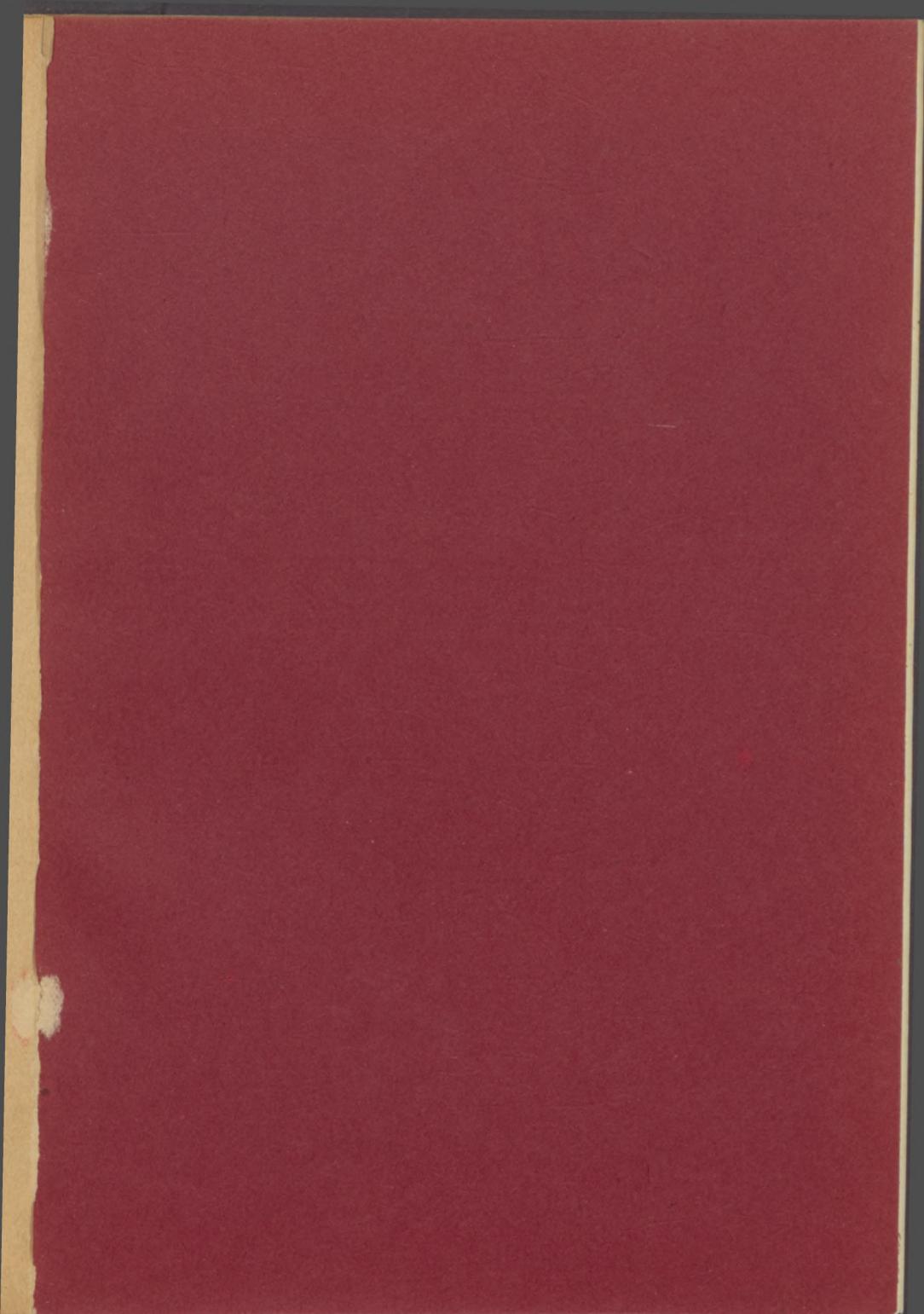
Schwer wurde beiden der Abschied von einander. Als sie auf Wiedersehen sagten, kamen beiden trübe Gedanken an.

Mendel aber lebte noch eine Reihe von Jahren, bei allen Einwohnern und Kurgästen bekannt, hochgeschätzt und geliebt als der

alte Mendel.

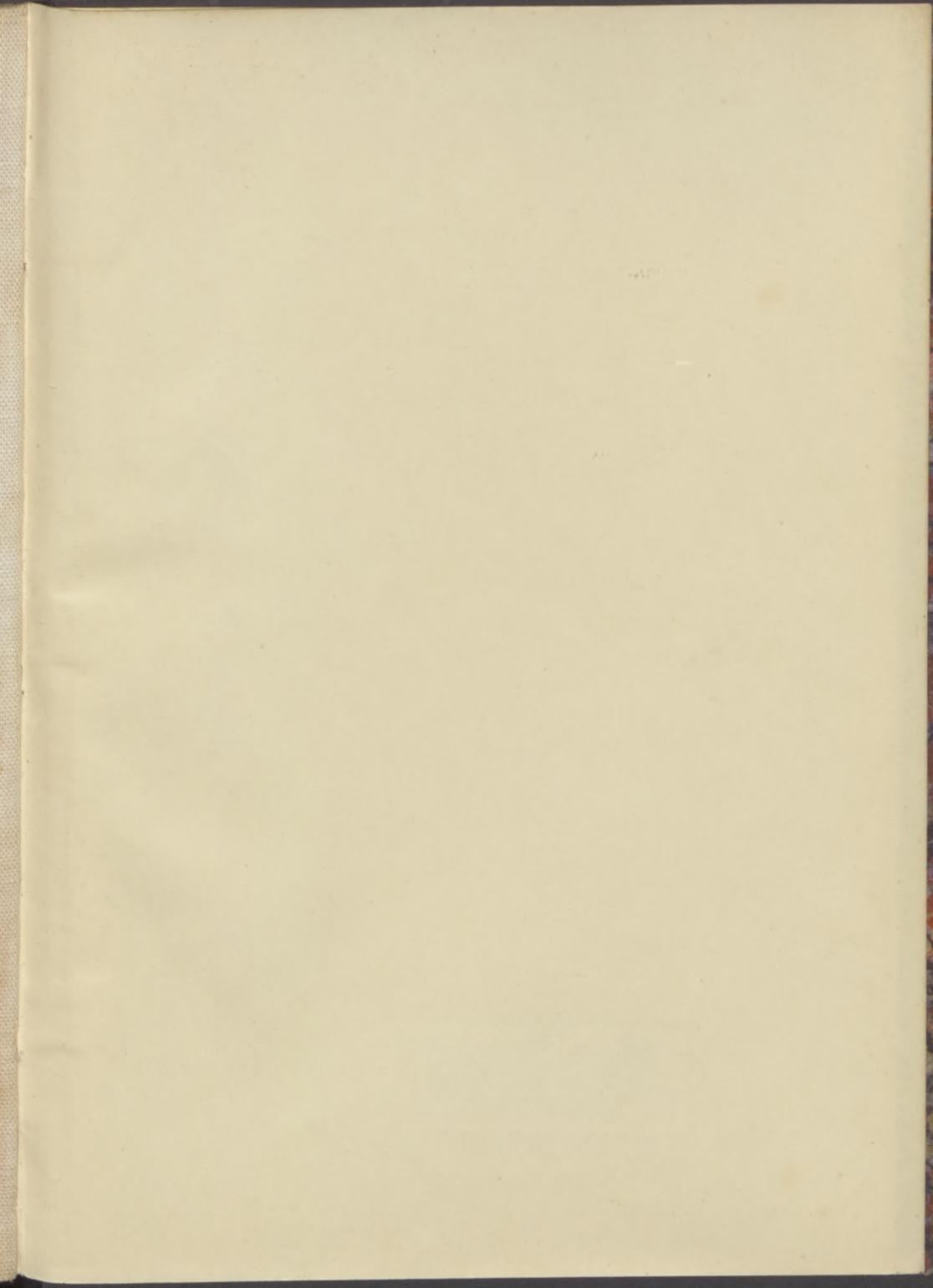






155

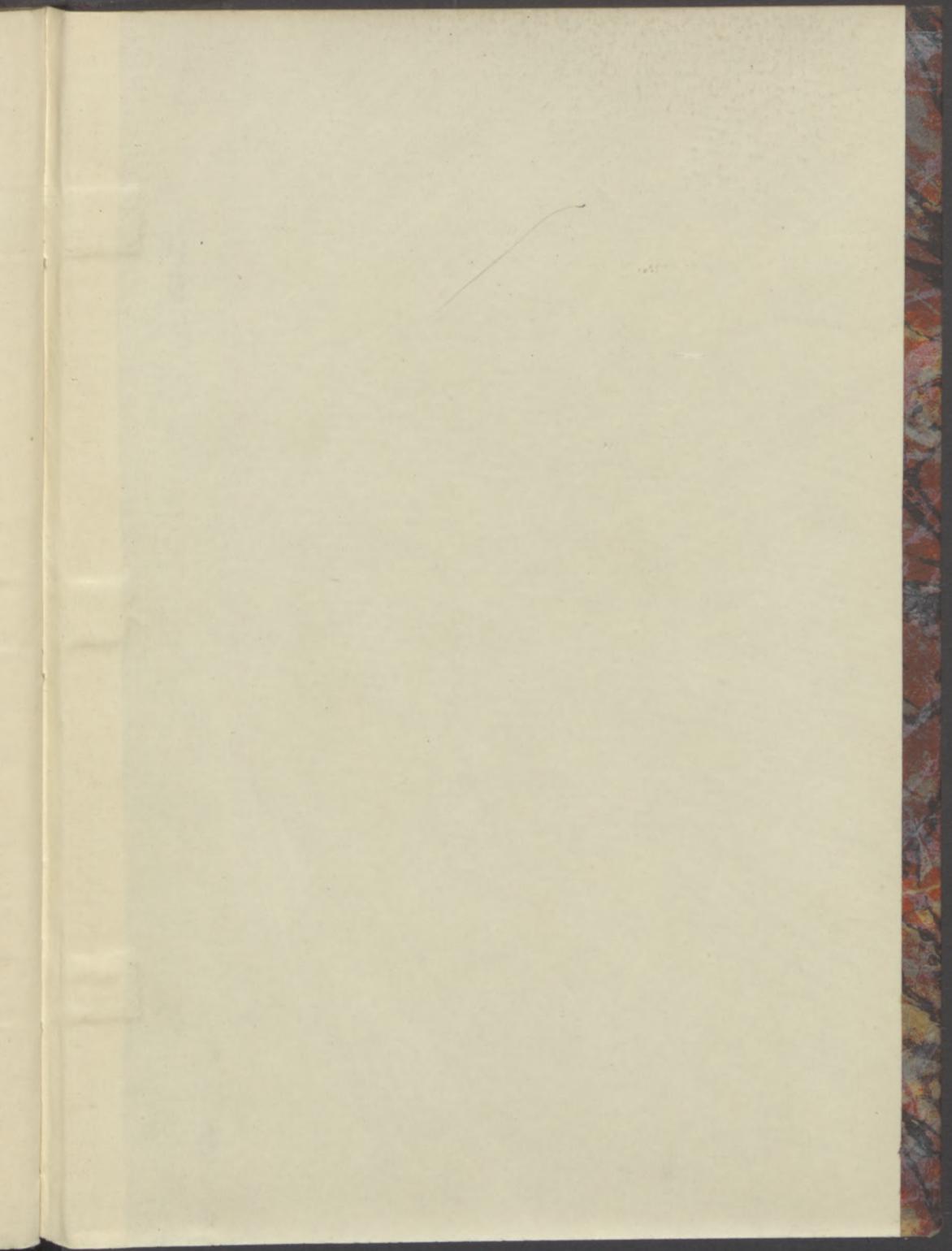
Buchdruckerei J. Neumann & Sohn, Elbst



Biblioteka Główna UMK



300048319298



Biblioteka Główna UMK



300048319298